ATLANTIS Heft 3 März 1958 Preis DM 3.– Freiburg i. B.



München einst und jetzt

Eine Maß nach Maß

Der richtige Münchner macht die Bekanntschaft mit dem flüssigen Brot schon in seinen Daumenlutscher-Tagen. Damit der Waggibuale besser schläft, wird er nämlich von der Oma heimlich mit einem saftigen Bierbröckerl geatzt. Und der verklärte Gesichtsausdruck dieses winzigen Verbrauchers zeigt, was er von dieser Gabe hält In jenem Alter, in dem die kleinen Stamperl Hose und Weste in einem Stück tragen, bekommen sie häufig schon ihren eigenen Siebenzwerglein-Humpen. Meistens ist es ein leeres Senfglaserl, das ihnen die Mama zu den Mahlzeiten vollschenkt. Mit einem gehörigen Schaumrahmerl drauf, zum Schnurrbartmachen. Später, in der Gassenbuben-Ära, wird schließlich der heimische Maßkrugrand vom Vater streng in die einzelnen Abnehmersektoren aufgeteilt. Der Papa selber trinkt als erster am Halbkreis links vom Henkel. Die Mama nimmt ihr kleines Schlückerl rechts davon, und der Bua saugt sich beharrlich direkt hinter dem Steingutgriff fest, bis ihn die besorgte Mutterhand mit sanfter Gewalt wieder wegzupft Die Mädi aber, die noch die wenigste Kraft zum Einarmig-Reißen hat, lutscht ganz vorn am Familieneimer ihr Noagerl heraus

Bis dann die Zeit kommt, in der das Töchterlein beginnt, den Türstock zu ihrem Zerwirkgewölbe kriegsrot zu bemalen. Da ist es mit der Kollektiv-Maß und der Gemütlichkeit des Vaters schnell vorbei. Denn der ärgste Feind des würzigen Gerstensüppleins sind, neben vereinzelten Schenkkellnern, vor allem Fett und Öl. Wenn sich deshalb die letzten vorbildlichen Stammgäste vor jedem Schluck mit dem Handrücken über ihre Brotzeit-Schublade fahren, so hat das seinen ganz besonderen Grund. Damit soll nämlich auch die letzte Spur eines vorangegangenen Handgemenges mit einem Surhaxl ausgelöscht werden. Und wenn vor älteren Paarln zwei Krüge stehen, so bedeutet das keineswegs, daß die beiden Ehehälften in Gütertrennung leben. Es zeugt vielmehr von Kultur. Und den Anfangs-Zutzlern, die es lächelnd gedulden, daß ihr Gschpusi mit der roten Lippensalbe das köstliche Aroma verhunzt, soll das Verhalten der Alten als ein leuchtendes Beispiel dienen.

Das Bier wird bei uns seit dem Tode der berühmten Dreiquartel nur noch in dreierlei Maßeinheiten ausgeschenkt. Das bekannteste Maß ist die Maß; sie wird vom bundeseinheitlichen Begriff des Liters abgeleitet. Wenn aber in Bayern die Maß den vorgezeichneten Eichstrich meistens nicht erreicht, so kommt das daher, weil die Einheimischen eine gewisse Schaumborte und die Schenkkellner ihre Familien lieben. Pfiffige Gastwirte versichern auch, der bodenständige Zecher wolle ja gar keinen vollen Krug, sondern mindestens einen Finger Schaum auf dem Bier Weil auch das Auge mittrinke Zur Oktoberfest- und Starkbierzeit messen manche Schaumbarone diesen Finger der Länge nach. Ein ebenfalls recht populäres Quantum ist ferner die Halbe, im Stehen getrunken auch „Schteh-Hoiwe“ und als allerletzte Abschiedslabe „Vadruß-Hoiwe“ genannt. Für nordische Touristen wird ferner noch der Schoppen oder das „Kleine“ verabreicht.

Wieviel und welches Bier man trinken soll, darüber gehen die Meinungen weit auseinander Als zum Beispiel ein kleines Münchner Büberl im Hofbräuhaus einen ganzen Maßkrug vor sich stehen hatte und fleißig daraus trank, sagte ein Fremder zum Vater: „Aber das Kind kann doch nicht so einen ganzen Krug Bier alleine austrinken“ „Warum net“, entgegnete darauf der stolze Papa, „wos woaß denn so a kloans Kind scho, wiavui a Maß is.“ Auch auf die Frage, welche Biersorte wohl am gesündesten sei, haben die alten Bierdimpfl eine salomonische Antwort gefunden. „Ja“, sagen sie, „des schtimmt scho, des dunkle Bier macht hold dick und des helle geht aufs Herz Bloß as Freibier, des schad't gor nix.“ Siegfried Sommer

Siegfried Sommer, weit und breit als Blasius, der unverwüstliche Spaziergänger, bekannt, schreibt regelmäßig zum Wochenende die Lokalspitze in der Süddeutschen Zeitung.

ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN

XXX. JAHR · HEFT 3 · MÄRZ 1958

Herausgeber: Martin Hürlimann

Ständige redaktionelle Mitarbeiter: Dr. F. Hindermann (Zürich) und Dr. Michael Meier (Freiburg i.Br.)

ATLANTIS VERLAG

Freiburg-Breisgau, Rosastrasse 9, Telephon 3 15 67

INHALT

Umschlag: Das Wappen Münchens von Erasmus Grasser, 1480
Photo Angermayer

Abonnementspreise:

Jahresabonnement DM 28.–, Halbjahresabonnement DM 15.– zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr
Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung und die Post

Anzeigenverwaltung:

Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1
Theatinerstrasse 8, Telephon 2 86 86
Telegramm-Adresse: Gablerpress
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Erhardt Kräher
Zurzeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. Okt. 1955 gültig

Auslieferungsstellen im Ausland:

siehe auf letzter Seite

MÜNCHNER MISZELLEN

HEINRICH HEINE, 1827–1828

«Das Leben hier ist sehr angenehm, und wenn Sie eine gute Brust haben und sonst das Klima zu vertragen glauben, rate ich, herzukommen. Kommen Sie wenigstens mal zum Besuch. Kneipen Sie bei mir, ich kann Sie bei mir beherbergen, und seien Sie mein Gastfreund in München, wie ich der Ihrige in Stuttgart.

... Über München wäre viel zu schreiben. Kleingeisterei von der grossartigsten Art.»

«Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, das tut das Bier. Oft habe ich Sehnsucht nach der Hauptstadt, nämlich nach Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Bayern ein Preusse geworden.»

⋆

FRIEDRICH HEBBEL, 1836–1839

«Jetzt geht's ans Abschiednehmen. Gestern war ich zum letztenmal in der Pinakothek, heute in der Leuchtenbergschen Galerie und in der Glyptothek. Es wird mir doch in Hamburg eine grosse Entbehrung sein, dass ich dort nirgends schöne Gemälde und Bildwerke sehen kann. Welch ein Genuss, in diesen prachtvollen Sälen umherzuwandeln und sich in den Geist der fernen Zeiten und Schulen mit dem vollen Gefühl der frischen, anders gestalteten Gegenwart zu versenken! Gerade die Kunst ist es, die das Leben erweitert, die es dem beschränkten Individuum vergönnt, sich in das Fremde und Unerreichbare zu verlieren.»

⋆

GOTTFRIED KELLER, 1840

«Mit dem Sonnenuntergange des zweiten Tages erreichte ich das Ziel meiner Reise, die grosse Hauptstadt, welche mit ihren Steinmassen und grossen Baumgruppen auf einer weiten Ebene sich dehnte. Meinen verhüllten Totenkopf in der Hand, suchte ich bald das notierte Wirtshaus und durchwanderte so einen guten Teil der Stadt. Da glühten im letzten Abendscheine griechische Giebelfelder und gotische Türme; Säulenreihen tauchten ihre geschmückten Häupter noch in den Rosenglanz; helle gegossene Erzbilder, funkelneu, schimmerten aus dem Helldunkel der Dämmerung, wie wenn sie noch das warme Tageslicht von sich gäben, indessen bemalte offene Hallen schon durch Laternenlicht erleuchtet waren und von geputzten Leuten begangen wurden. Steinbilder ragten in langen Reihen von hohen Zinnen in die dunkelblaue Luft; Paläste, Theater, Kirchen bildeten grosse Gesamtbilder in allen möglichen Bauarten, neu und glänzend, und wechselten mit dunklen Massen geschwärzter Kuppeln und Dächer der Rats- und Bürgerhäuser. Aus Kirchen und mächtigen Schenkhäusern erscholl Musik, Geläute, Orgel- und Harfenspiel; aus mystisch verzierten Kapellentüren drangen Weihrauchwolken auf die Gasse; schöne und fratzenhafte Künstlergestalten gingen scharenweise vorüber, Studenten in verschnürten Röcken und silbergestickten Mützen kamen daher, gepanzerte Reiter mit glänzenden Stahlhelmen ritten gemächlich und stolz auf ihre Nachtwache, während Kurtisanen mit blanken Schultern nach erhellten Tanzsälen zogen, von denen Pauken und Trompeten herabtönten. Alte, dicke Weiber verbeugten sich vor dünnen, schwarzen Priestern, die zahlreich umhergingen; in offenen Hausfluren dagegen sassen wohlgenährte Bürger hinter gebratenen jungen Gänsen und mächtigen Krügen.»

(Aus dem «Grünen Heinrich»)

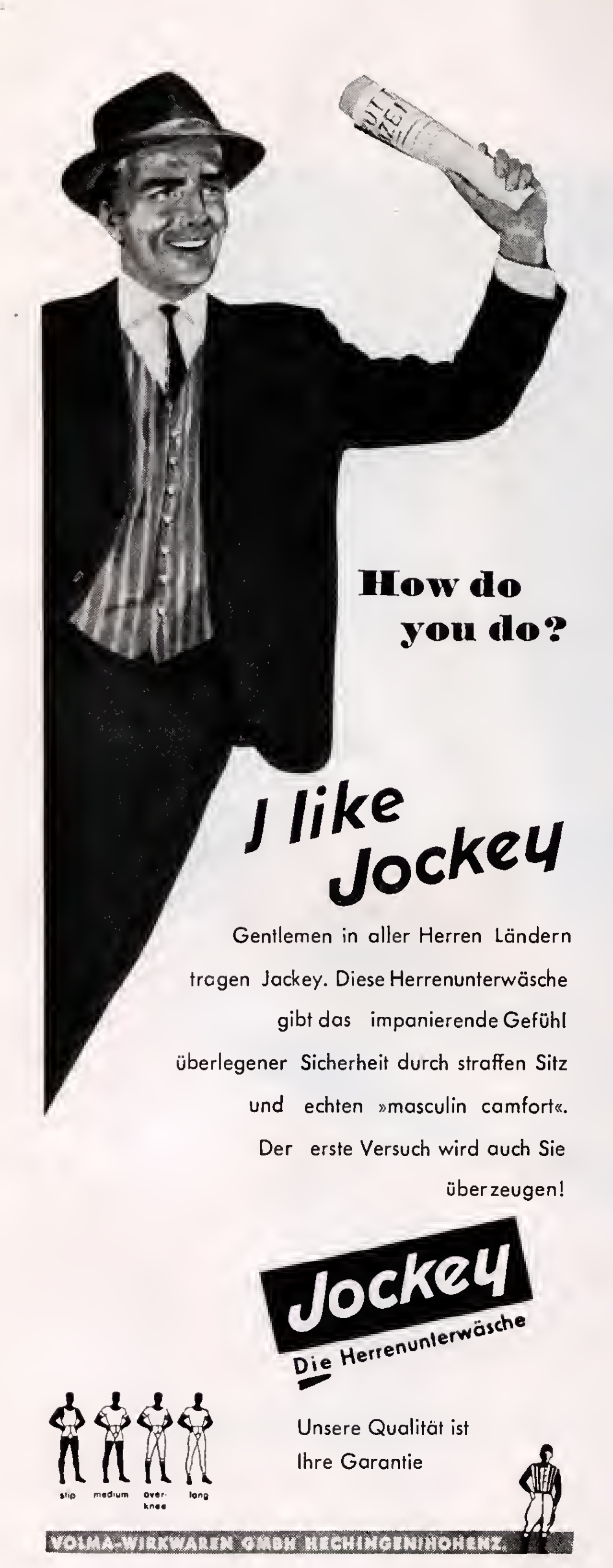
«... man kann über die Strasse gehen, ohne dass man von allen Seiten begafft oder für stolz ausgeschrieen wird. Kein Mensch achtet auf den andern; alles geht bunt durcheinander;



Seit

66 Jahren

Münchener Zeitungsverlag



kommt man aber mit den Leuten in Berührung, so sind sie höflich und gefällig, nur die Weibsbilder von der bürgerlichen Klasse sind ungemein roh. Sie fluchen und schimpfen wie bei uns die Stallknechte und sitzen alle Abend in der Kneipe und saufen Bier. Sogar die nobelsten Damen gehen ins Kaffeehaus und trinken da – nicht Kaffee, sondern so zum Spass eine Mass Bier bis zwei.»

(Aus einem Brief)

«Ein liederliches, sittenloses Nest
Voll Fanatismus, Grobheit, Kälbertreiber,
Voll Heil'genbilder, Knödel, Radiweiber.»

★

FRIEDRICH PECHT

«In dieser Zeit (1843) brachen die ersten Unruhen aus, welche das Jahr 1848 voraus verkündeten. Ganz charakteristisch für München hatten sie als Veranlassung eine unbedeutende Erhöhung des Bierpreises, welche aber die Massen sehr erbitterte. Am Vorabend derselben schlug ein Pöbelhaufe bei einer Anzahl Bräuer die Fenster ein und verübte anderen Unfug, ja das angesichts der Akademie liegende Pschorrbräuhaus wurde förmlich demoliert, trotz Polizei, Landwehr- und Kürassierabteilungen, die alle zu spät ankamen und, selber ärgerlich über die Brauer, sehr wenig guten Willen zur Steuerung des Unfugs bezeugten.»

★

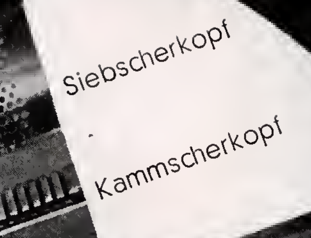
«Ich musste noch einmal sehr lebhaft an den Wagnerschen Angelegenheiten teilnehmen. Es war das bei dem projektierten grossen Festtheater für die Aufführung Wagnerscher Opern, das der König drüben über der Isar errichten lassen wollte. Da empfahl ich nun Wagner seinen alten Unglücksgenossen Semper für den Bau, der denn auch richtig gewählt und zur Anfertigung von herrlichen Plänen und Modellen veranlasst ward, was ihn mehrfach nach München führte, so dass wir schon hofften, ihn ganz dahin gezogen zu sehen. Da erhob sich aber über dieses Projekt, dessen sich zu freuen die Münchner alle Ursache gehabt hätten, da es ihre Stadt um eine herrliche Zierde bereichert und ihnen einen grossen Künstler gewonnen hätte, ein solcher Sturm in der Presse und in der missleiteten Bevölkerung, dass der König es ein für allemal aufgab, für München irgend etwas zu tun. Er hat denn auch bekanntlich alle seine Schlösser auswärts gebaut; das Theater aber ward in Bayreuth als eine Bretterbude errichtet und hat dieser Stadt die Millionen eingetragen, welche die aufgehetzten Münchner so unvernünftig verscherzten.»

★

JAKOB BURCKHARDT, 1877

«Dieser Tage war ich abends in der Ludwigskirche; Cornelius imponierte mir in gewissen Sachen noch immer, aber das Gebäude ist von einer jammervollen Miserabilität, so dass man nur streiten kann, ob das Äussere oder das Innere schlechter sei. Wie herrlich dagegen die majestätische Theatinerkirche und St. Michael! Neben diesen beiden ist alle moderne Bauerei hier so matt und schwach, dass einem ‚relativ übel' wird. Doch nehme ich Triumphbogen und Propyläen und die Alte Pinakothek aus.»

Ihr Urteil über das Maximilianeum ist leider nur zu gerecht; es ist ein Kartonmachwerk, und wenn man die kümmerliche Rückseite sieht, wird einem vollends schwach. Ich habe nur deshalb einige Dankbarkeit für das Gebäude empfunden, weil es wenigstens äusserlich in die Formen der Renaissance hinüberleitet und den Geist von dem jämmerlichen Gotisch der Maximiliansstrasse befreit...



Siemens-Rasierer mit Tandemschnitt

Wer eine wirklich glatte Rasur wünscht, wird sich in den meisten Fällen doppelt rasieren müssen. Der Siemens-Rasierer mit dem Tandemschnitt jedoch sorgt in einem Zuge für eine hautschonende Feinrasur

Beim Tandemsystem stutzt der Kammscherkopf das Barthaar auf eine Länge, die für die Feinarbeit des Siebscherkopfes besonders günstig ist Ergebnis: die rasche hautschonende Feinrasur

Der Siemens-Rasierer mit dem Tandemschnitt steht am Ende einer Entwicklung, die vor mehr als 30 Jahren begann. Bitte überzeugen Sie sich bei einer Proberasur in Ihrem Fachgeschäft, wie leicht und griffig das elegante Spitzengerät aus dem Hause Siemens in der Hand liegt.

118 DM

einschließlich Blankledertasche



SEH 60

SIEMENS-ELECTROGERÄTE AKTIENGESELLSCHAFT

Heute liess ich mich mit einem Strom von Menschen durch die Säle der Residenz treiben, die Sie ohne Zweifel kennen. Von den Fresken sage ich nichts; in den zwei Schönheitskabinetten des Königs Ludwig I. musste ich aber gestehen: trotz der faden, almanachmässigen Auffassung des Hofmalers Stieler, von welchem alle diese Porträts herrühren – es war an sich ein königlicher Gedanke, und nur ein König konnte ihn ausführen. Dem reichsten Privatmann zu Gefallen, hätte man nicht die Erzherzogin wie die Schustertochter gleichmässig bewegen können, zum Malen zu sitzen, damit eine vom Stand unabhängige, völlig neutrale grosse Konkurrenz der Schönheit entstehe. – Himmlisch war, wie der Kustode von all den Damen sagte, wo sie noch lebten, und mit wem sie verheiratet seien! Am Trumeau des einen Kabinetts hing 1856 einsam das Bild der Lola Montez mit ihren zwei schreckhaften und schönen Augen; dasselbe war jetzt ersetzt durch Frau X, ‚geborene Daxelberger, Tochter eines Kupferschmieds von Minchen', predigte der Kustode. – Der Thronsaal allein, mit den zwölf goldenen Statuen, hat etwas Grossartiges, wenn gleich diese goldenen Wittelsbacher sämtlich vom Rücken her beleuchtet sind. – Aber nun kam die Hauptsache, die Sie vielleicht noch nicht gesehen haben, nämlich die Zimmer Kaiser Karls VII., aus den Jahren 1730–1740 usw., geradezu der herrlichste Rokoko, der auf Erden vorhanden ist, und an Erfindung und elastischer Eleganz sogar den Prachtzimmern von Versailles überlegen. Man wird jetzt mit dem ganzen Schwarm durchgetrieben, aber ich lasse mich noch ein paarmal durchtreiben, um mir diese wunderbaren Formen noch kräftig einzuprägen. Und zwar ist es ein Crescendo, von den Vorsälen bis zum Schlafzimmer und dem verrückt prächtigen Toilettenkabinett.»

*

THOMAS MANN, AUS «GLADIUS DEI»

«München leuchtete. Über den festlichen Plätzen und weissen Säulentempeln, den antikisierenden Monumenten und Barockkirchen, den springenden Brunnen, Palästen und Gartenanlagen der Residenz spannte sich strahlend ein Himmel von blauer Seide, und ihre breiten und lichten, umgrünten und wohlberechneten Perspektiven lagen in dem Sonnendunst eines ersten, schönen Junitages.

Vogelgeschwätz und heimlicher Jubel über allen Gassen... Und auf Plätzen und Zeilen rollt, wallt und summt das unüberstürzte und amüsante Treiben der schönen und gemächlichen Stadt. Reisende aller Nationen kutschieren in den kleinen, langsamen Droschken umher, indem sie rechts und links in wahlloser Neugier an den Wänden der Häuser hinaufschauen, und steigen die Freitreppen der Museen hinan...

Viele Fenster stehen geöffnet, und aus vielen klingt Musik auf die Strassen hinaus, Übungen auf dem Klavier, der Geige oder dem Violoncell, redliche und wohlgemeinte dilettantische Bemühungen. Im ‚Odeon' aber wird, wie man vernimmt, an mehreren Flügeln ernstlich studiert.

Junge Leute, die das Nothung-Motiv pfeifen und abends die Hintergründe des modernen Schauspielhauses füllen, wandern, literarische Zeitschriften in den Seitentaschen ihrer Jackets, in der Universität und der Staatsbibliothek aus und ein. Vor der Akademie der bildenden Künste, die ihre weissen Arme zwischen der Türkenstrasse und dem Siegestor ausbreitet, hält eine Hofkarosse. Und auf der Höhe der Rampe stehen, sitzen und lagern in farbigen Gruppen die Modelle, pittoreske Greise, Kinder und Frauen in der Tracht der Albaner Berge.

Lässigkeit und hastloses Schlendern in all den langen Strassenzügen des Nordens. ... Man ist von Erwerbsgier nicht gerade gehetzt und verzehrt dortselbst, sondern lebt angenehmen Zwecken.»

Mo 83/2

Blitzen macht Spaß

. . . und ist kinderleicht

Ihre Kinder
Ihre Freunde
Ihre Verwandten
von Ihnen geblitzt



mit dem neuen

OSRAM

VACUBLITZ
XM1 *und* XM5

zuverlässig · sehr hell · geruchlos · billig

Die heutigen betrieblichen Arbeitseinrichtungen der CARL GABLER WERBEGESELLSCHAFT sind das Ergebnis stetiger Vervollkommnung unserer seit Jahrzehnten bewährten Arbeitsmethoden. Sie stehen jedem unserer Kunden im Inland, in Europa und Übersee zur Verfügung.

Gabler übernimmt Planung, Gestaltung und Durchführung Ihrer Werbung sowie aller übrigen verkaufsfördernden Maßnahmen. Wir stützen uns hierbei auf eingehende Marktkenntnis und die Mitarbeit von qualifizierten Fachkräften für Planung, Vertriebs-, Markt- und Werbeforschung, Gestaltung, Streuung, Trickfilmproduktion und alle technischen Arbeitseinrichtungen einer großen, modernen Werbeagentur.

Werbeberatung
Marktforschung
Planung
Text
Grafik
Foto
Film
Funk
Fernsehen
Herstellung
Streuung
Kontrolle



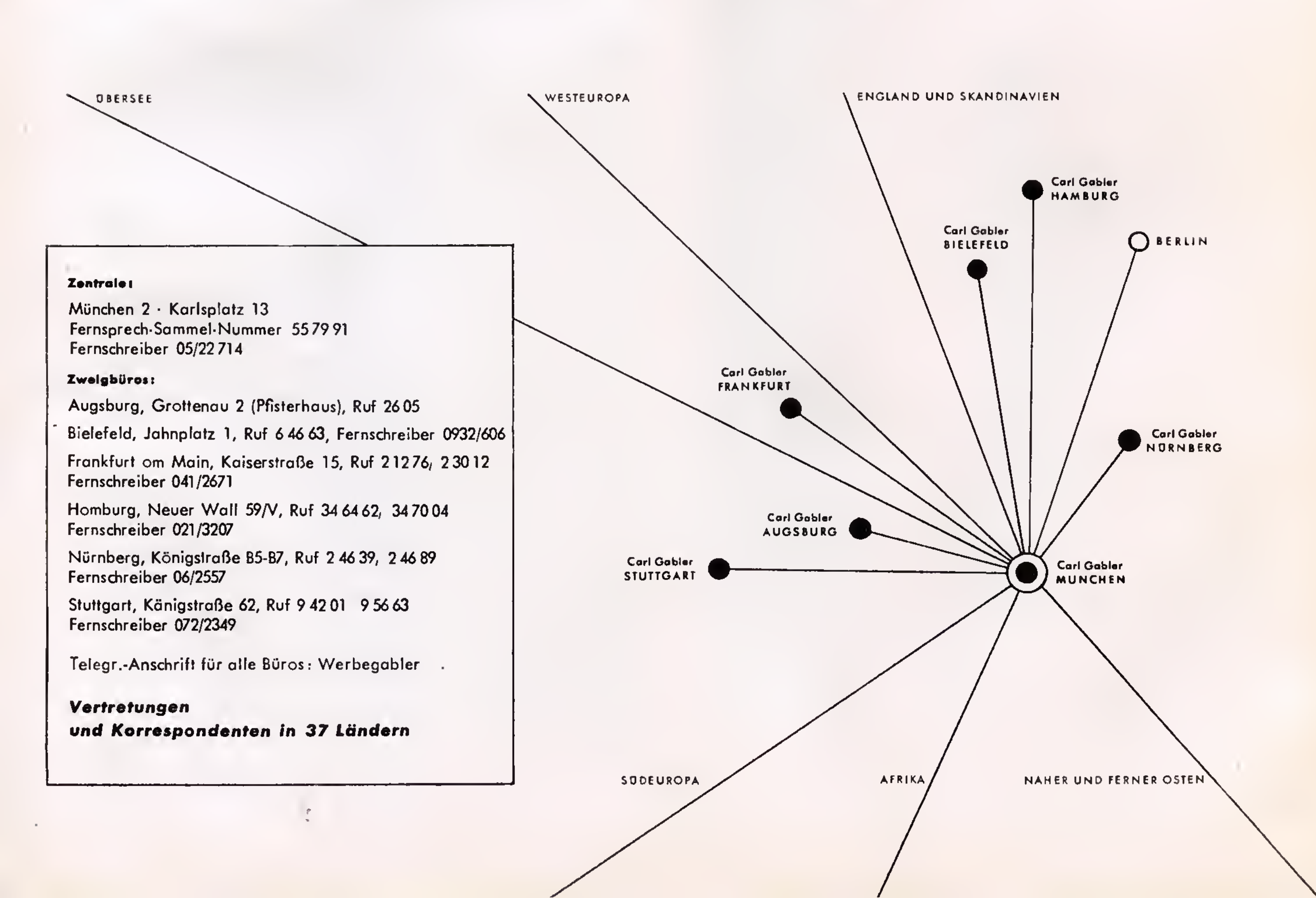
CARL GABLER WERBEGESELLSCHAFT MBH

München 2, Karlsplatz 13 (Seite Sonnenstraße) · Ruf 557991 · Fernschreiber 05 22714

Die Arbeitseinrichtungen im Gabler-Haus München

Haus-Übersicht

Foto-Atelier Konferenzraum Film-Vorführraum Funk- und Fernseh-Studio	**6. Stock**	Betriebs-Leihbücherei Sanitätsraum Dachgarten
Grafisches Atelier Zentralregistratur	**5. Stock**	Hausmeister Besuchszimmer V
Marktforschung Statistik und Information Fachbibliothek Werbemittel-Dokumentation Rechtsabteilung Public-Relations („Publikontakt"-Gesellschaft für Kontaktpflege u. Information mbH)	**4. Stock**	Arbeitsgebiet Ausland Fachgr. I Werbungsmittlung Fachgr. II Spezialwerbung Auslandsarchiv Besuchszimmer IV
Werbeberatung Abt. I-II-III-IV Text-Abteilung Produktionsabteilung	**3. Stock**	Geschäftsleitung Sekretariat I-II-III Besuchszimmer III
Planung und Auftragsbearbeitung Streuung: Anzeige, Außen- und Direktwerbung, Funk und Film Büroleitung Expedition und Posteingang	**2. Stock**	Werbemittel-Forschung und -Kartei Funkwerbung, Fernsehwerbung Film- und Dia-Werbung (Film-Herstellung „Lirek-Werbung Carl Gabler") Besuchszimmer II
Finanz- und Rechnungswesen Buchhaltung Hauptkasse	**1. Stock**	Rechnungsabteilung Telefon- und Fernschreibzentrale Besuchszimmer I
Anzeigen-Annahme Empfang	**Erdgeschoß**	
Haus-Druckerei Materiallager Garderoben	**Tiefparterre**	Casino für Mitarbeiter Postausgang Trickfilm-Produktion
Klima-Anlage Telefon-Zentralschaltung	**Tiefkeller**	Lagerräume Fernheizungs-Bunker



STADT DER MUSEN UND MASCHINEN

Münchens neue Rolle als Wirtschaftszentrum. Von HEIMO BAUMGÄRTL, München

Als König Gustav Adolf von Schweden durch Bayern gezogen und im Mai 1632 nach München gelangt war, nannte er die Stadt einen Goldenen Sattel auf dürrer Mähre. Damit kennzeichnete er die volkswirtschaftliche Situation Münchens in einer Weise, die damals noch ihre Berechtigung gehabt haben mag. An einer der grossen Handelsstrassen des Mittelalters gelegen, war das städtische Gemeinwesen seit seiner Gründung 1158 rasch aufgeblüht und bereits 1504 Hauptstadt des altbayerischen Herzogtums geworden. Die Hochebene aber, auf der München liegt, ist reich an Kies und arm an Humus und ermöglicht deshalb keinen ertragreichen Getreideanbau, sondern wies lange Zeit nur Forst- und Weidewirtschaft auf.

Das Wort des Schwedenkönigs gilt heute nicht mehr. Der Gewerbefleiss der Neuzeit hat aus Oberbayern alles andere als eine «dürre Mähre» gemacht. Andererseits ist München, seit die Handelsstrassen des Mittelalters ihre Bedeutung verloren haben, kein «goldener Sattel» mehr. Eine Tatsache aber ist für die Hauptstadt wie für ihr Hinterland entscheidend geblieben, obwohl das moderne Verkehrswesen die wirtschaftliche Form der menschlichen Existenz grundlegend verändert hat: die erhebliche Benachteiligung in den Standortverhältnissen.

Im Jahre 1815 hat ein Chronist festgestellt, die Haupthindernisse für das Aufkommen der Industrie seien «der noch nicht hinlänglich erregte Sinn für die Industrie bei den Münchnern» sowie der Mangel an rohen, fabriktauglichen Produkten und an Wasserfracht. Dass bei dem zur Bedächtigkeit neigenden Altbayern bis auf den heutigen Tag eine gewisse Abneigung gegen die Technisierung seines Landes zu finden ist, ergibt sich aus einer Untersuchung der Zeitschrift «Münchener Statistik» vom Oktober 1954, in der es heisst: «Man muss es hinnehmen, auch wenn mancher alteingesessene Münchener nicht gerade begeistert sein wird: der bedeutendste Wirtschaftsbereich ist auch in München bereits die Industrie, sowohl was den Beitrag zur gesamten Wertschöpfung wie den Grad der Expansion betrifft.» Es überrascht, dass auch Reisende und Feriengäste häufig falsche Vorstellungen von den für München und seine Umgebung geltenden wirtschaftlichen Grundtatsachen haben und man von ihnen nicht selten die Ansicht hören kann, die Menschen lebten hier nur vom Fremdenverkehr. Im Spiegel seiner Wirtschaft sieht Oberbayern aber anders aus, als es dem Betrachter erscheinen mag, der es um seiner schönen Landschaft, seiner farbenfrohen Kirchen und um seiner Behaglichkeit willen liebt und aufsucht.

Die Standortbedingungen Münchens und seines Wirtschaftsgebietes waren nie sehr gut; sie sind gekennzeichnet durch die grosse Entfernung zu den Kohlenrevieren (die bayerische Kohle genügt nicht) sowie zu den wichtigen Rohstoffgebieten und Absatzmärkten. Das bedeutet hohe Frachtkosten. Eine entscheidende Wendung zum Schlechten brachte zudem jene Massnahme der Sowjetunion, mit der sich der Kreml nicht an die Vereinbarung hielt, das 1945 in vier Zonen geteilte Deutschland als wirtschaftliche Einheit zu behandeln. Der «Eiserne Vorhang», vor allem auch in Gestalt der gesperrten Grenze zur Tschechoslowakei, raubte natürliche Ergänzungsgebiete im Osten und Norden. München wurde mit Süd- und Ostbayern an die östliche Peripherie jenes Gebietes gerückt, in dem die freien Staaten Europas miteinander Handel treiben. Auch die Vorteile der Verkehrsachse, die früher von Skandinavien über Berlin–München nach Italien verlief, gingen verloren.

Die Ungunst des Bodens und des industriellen Standorts konnte und kann nur durch erhöhte Arbeitsleistung, durch die Initiative der Unternehmer und durch besonders gute Qualität der Erzeugnisse ausgeglichen werden. Vor welcher zusätzlichen Aufgabe Wirtschaft und Behörden der bayerischen Landeshauptstadt aber bei Kriegsende standen, ermisst nur der, der das Ausmass der Zerstörungen und die Berge von Schutt, die damals die Strassen verstopften, mit eigenen Augen gesehen hat. Dazu kam die Notwendigkeit, für die Flüchtlinge und Ausgewiesenen Arbeitsplätze zu schaffen. Alle diese Probleme wurden in den zehn Jahren seit der Währungsreform von 1948 gelöst. Es spricht für die Privatinitiative, dass die Leistungen dort am meisten zu wünschen übrig lassen, wo es sich um Aufgaben der Stadt, des Staates oder des Bundes handelt: bei den Massnahmen gegen die elenden Verkehrsverhältnisse in der Innenstadt sowie gegen den skandalösen Mangel an Krankenbetten und Schulräumen.

Bis zum Zweiten Weltkrieg war die landwirtschaftliche und handwerkliche Struktur Münchens und Bayerns grundsätzlich erhalten geblieben. Das änderte sich erst nach 1945. Die Einwohner der Hauptstadt, deren Zahl Ende 1957 eine Million erreichte, lebten 1950 zu einem Drittel von industrieller und handwerklicher Arbeit, zu einem Viertel von Handel und Verkehr, zu einem Siebentel von öffentlichen Diensten. Von den rund 56000 Arbeitsstellen mit 423000 Beschäftigten waren 45000 Kleinbetriebe, 10400 Mittelbetriebe und 1000 Grossbetriebe. Münchens wichtigste Industrie-Schwerpunkte sind heute: Fahrzeugbau (z.B. Bayerische Motoren-Werke, Krauss Maffei); Elektro-Industrie (z.B Siemens); Maschinenbau; Feinmechanik und Optik (z.B. Rodenstock); Bekleidungs-Industrie (z.B. Loden-Frey); ferner das Braugewerbe (der grösste Teil des bayerischen Bier-Exports kommt aus Münchener Grossbrauereien). Im Handwerk führt nach der Zahl der Beschäftigten (Zählung von 1949) das Bau-Handwerk; es folgen Bekleidungs-, Textil-, Leder-, Nahrungsmittel- sowie Metall und Holz verarbeitendes Handwerk. Als Schwerpunkt des Handels ist die Grossmarkthalle zu nennen, seit ihrem Wiederaufbau einer der grössten und modernsten Umschlagplätze für Obst und Gemüse in Europa. Durch Zuzug aus Berlin und der Sowjetzone wurde München seit Kriegsende noch mehr als früher eine Stadt der Druckkunst und der Verlage. In ihrem Landkreis beherbergt sie die Filmstadt Geiselgasteig, von wo aus die deutsche Filmproduktion nach 1945 wieder aufgebaut worden ist.

Die erstaunliche Wirtschaftsentwicklung legt die Frage nahe, ob man München immer noch eine Kunststadt nennen kann. «Richtiger wäre es wohl» – so schreibt Dr. Hans Schumacher in einer Abhandlung über den oberbayerischen Wirtschaftsraum –, «von München als Stadt der Musen und Maschinen zu sprechen, auch wenn sein nächtlicher Himmel nicht von dem Feuerschein der Hochöfen beleuchtet und seine Silhouette nicht von Fabrikkaminen oder Fördertürmen geprägt wird.» Es ist vielleicht ein besonders liebenswerter Zug altbayerischen Wesens, dass nicht das ganze Leben vom harten Existenzkampf beherrscht wird, sondern dass Einheimische und Fremde noch immer den Eindruck erhalten, hier seien letzten Endes Werte der Seele und des Gemüts bestimmend: Literatur, Musik, alle schönen Künste und jenes Schauen und Sinnen, das so oft hilft, den Alltag zu verklären.

Aus der Geschichte einer Münchener Bank

Eng verbunden mit der Geschichte der Stadt München ist die Entwicklung der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank. Seit nunmehr 123 Jahren hat diese bedeutendste Münchener Bank den Aufstieg der Stadt begleitet und einen wesentlichen Beitrag zu ihrer wirtschaftlichen Entwicklung geleistet.

Die Gründungstage der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank fielen in eine wirtschaftlich wenig erfreuliche Zeit. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hemmten fortschrittsfeindliche Zunft- und Gewerberechte den Aufschwung von Handel und Gewerbe. Die Landwirtschaft krankte an einer mangelnden Freizügigkeit im Verkehr in Grund und Boden, und das Verkehrswesen machte gerade die ersten tastenden Schritte von der Postkutsche zur Eisenbahn. In allen Zweigen der Wirtschaft herrschte eine grosse Kapitalnot, die zu Zinssätzen von 10 Prozent und mehr führte. Von König Ludwig I. nachdrücklich unterstützt, fassten weitschauende Persönlichkeiten Bayerns den Entschluss zur Gründung einer privaten Bankanstalt, um die Wirtschaft zu beleben. Im Februar des Jahres 1834 wurde der Kammer ein Gesetzesentwurf zur Gründung der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank zugeleitet. Am 1. Juli 1835 wurde er Gesetz, und am 15. Oktober desselben Jahres nahm das Institut seine Geschäftstätigkeit auf.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank wurde als ein gemischtes Bankinstitut gegründet. Im Gründungsstatut von 1835 wurde ihr die Auflage gemacht, drei Fünftel ihres Fonds zu Anleihen auf Grund und Boden zu verwenden. Mit den verbleibenden zwei Fünfteln konnten andere Bankgeschäfte betrieben werden. Zur Erleichterung des Geldverkehrs hatte sie das Recht, einen von der Staatsregierung festzusetzenden Betrag von Banknoten in Umlauf zu setzen, womit ihr die wichtige Funktion einer Notenbank zugesprochen worden ist. Ebenso war die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank zur Durchführung von Versicherungsgeschäften ermächtigt. Sie ist deshalb sowohl die Mutter der im Jahre 1875 nach Gründung des Deutschen Reiches errichteten Bayerischen Notenbank wie auch die Vorgängerin der Bayerischen Versicherungsbank-AG, die heute, nach der 1906 erfolgten Ausgliederung aus der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank, den Allianz-Versicherungsgesellschaften angehört.

In der ersten, bis zum Jahre 1860 dauernden, Epoche konnte das Institut nur langsam in die ihm zugedachten Aufgaben hineinwachsen. Bis zum Jahre 1855 waren erst wenig mehr als 16 Millionen Gulden Hypotheken untergebracht. Es bestätigte sich bereits in diesen Jahren die Erfahrung, dass eine Geschäftsbank wohl durch eine Erweiterung ihrer Ausleihungen einen in Gang befindlichen Konjunkturaufschwung unterstützen kann, nicht aber selbst in der Lage ist, einen konjunkturellen Aufschwung auszulösen.

Gegen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte in Deutschland verstärkt die Umstellung von einem Agrar- zu einem Industriestaat ein. Eine neue Epoche in der Entwicklung der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank war damit eingeleitet. Wuchs vordem ihr Geschäftsvolumen von Jahr zu Jahr nur um wenige Millionen, so kam es ab 1863 zu sprunghaften Erhöhungen von 20 Millionen und mehr. Mit dem Pfandbrief kam im Jahre 1864 ein neues Wertpapier auf den Markt, dessen Beliebtheit in allen Kreisen der Bevölkerung Entscheidendes zur Kräftigung des Kapitalmarktes beigetragen hat. Das Maximum an Pfandbriefen wurde von 30 Mio Gulden im Jahre 1866 auf 60 Mio, 1872 auf 100 Mio, 1874 auf 110 Mio und 1875 auf 260 Mio Gulden erhöht. Der mit der Einführung des Pfandbriefes erzielte Erfolg übertraf damit alle Erwartungen. Nur das kurzfristige Kreditgeschäft konnte sich wenig entfalten, denn es krankte an den aus dem Notenprivileg der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank kommenden Hemmungen. Im Zuge der grossen Umwälzungen im Geld- und Kreditwesen nach den politischen Ereignissen von 1870/71 hat die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank in einem mit der Bayerischen Staatsregierung geschlossenen Vertrag vom 20. März 1875 auf ihr Notenprivileg zugunsten der zu gründenden Bayerischen Notenbank verzichtet. Mit der Bayerischen Notenbank bestanden aber weiterhin sehr enge Verbindungen, so in der Form einer Personalunion in den Bankleitungen der beiden Institute. Der leitende Direktor der kaufmännischen Abteilung der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank war gleichzeitig leitender Direktor der Bayerischen Notenbank. Ausserdem waren der Vorsitzende und mehrere Mitglieder des Aufsichtsrates bei beiden Banken für lange Jahre die gleichen.

1906 wurde dann das einer Geschäftsbank doch mehr oder minder artfremde Versicherungsgeschäft mit der Errichtung der Bayerischen Versicherungsbank AG, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank, aus dem Stamminstitut herausgenommen. Mit diesen beiden Schritten entfielen viele die Bank-Abteilung des Institutes beengende Hemmnisse.

Die Jahre von 1875 bis 1913 brachten der Wirtschaft unseres Landes vier Jahrzehnte eines ungestörten, segensreichen Aufschwunges. In der Geschichte der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank waren es die Jahre, in denen dieses Institut aus den früheren, doch noch bescheidenen Verhältnissen zu dem heranwuchs, was sie in unseren Tagen nach Überwindung der Folgen des Zweiten Weltkrieges wieder ist. Das wirtschaftliche Wachstum und die innere Kräftigung veränderten auch das äussere Gesicht der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank. Sie ging Anfang unseres Jahrhunderts zum Ausbau ihres grossen, gut gegliederten Filialnetzes über, um auch das flache Land im kurzfristigen Kreditgeschäft und in der Abwicklung des Zahlungsverkehrs besser bedienen zu können, nachdem das Hypothekengeschäft dort schon längst ausgebreitet war. Mit dem Jahr 1913 hatte das Institut einen seiner Höhepunkte erreicht. Die Zwischenperiode bis 1918 kann nicht als ein echter Fortschritt gewertet werden, denn hinter der Aufblähung der Bilanzzahlen verbarg sich zugleich ihre Entwertung. Es verdient aber festgehalten zu werden, dass der verlorene Krieg von 1914/18 der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank nicht diese Aushöhlung der Substanz gebracht hat, wie sie das Kreditgewerbe ganz allgemein durch den Zweiten Weltkrieg hinnehmen musste.

Ungleich schwerer traf die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank die Inflation der zwanziger Jahre. Der Geldumlauf und mit ihm die Entwertung des Geldes wuchsen zuerst von Jahr zu Jahr, dann von Monat zu Monat, bald von Tag zu Tag und schliesslich von Stunde zu Stunde. 1924 konnten die Auswir-

kungen der Inflation an Hand der Goldmarkbilanz überblickt werden. Das ehemals so stolze Bilanzvolumen von rund 1,4 Milliarden Mark war auf wenig mehr als 140 Millionen Mark zusammengeschrumpft. Es war dies der erste schwere Rückschlag in der Geschichte dieses Institutes. Wie im Jahre 1948 bildete auch damals eine Währungsreform die Grundlage zu einem neuen Aufschwung. Erleichtert wurde er durch die Übernahme der bisherigen Tochtergesellschaft, der Bayerischen Disconto- und Wechselbank AG, welche eine wesentliche Erweiterung des Filialnetzes zur Folge hatte.

1931 wurde der Wiederaufbau nochmals gestört von der wohl grössten Bankenkrise der Neuzeit. Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank konnte diese kritischen Tage ohne Inanspruchnahme von Reichs- oder Landesmitteln aus eigener Kraft überwinden. Mitte des Jahres 1935 hatte sie bereits wieder ein Bilanzvolumen von 1063,4 Millionen Mark erreicht. Ab dem Jahre 1936 glitt die deutsche Wirtschaft in zunehmendem Masse in die Rüstungsfinanzierung über. Es folgten die Kriegsjahre 1939 bis 1945, anschliessend die restlichen 3 Jahre der Reichsmarkzeit mit ihrem weiteren Substanzverzehr. In diesem Zeitraum trat die in ihren Symptomen aus dem Ersten Weltkrieg zwar bekannte, in ihrer erschreckenden Höhe aber noch nie dagewesene inflationistische Aufblähung des Geschäftsvolumens voll in Erscheinung. Die Währungsreform des Jahres 1948 hat deshalb die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank, bilanzmässig gesehen, beinahe auf die Ausgangsposition von 1835 zurückgeworfen. Was sie sich aber bewahrt hatte, waren das in einer 110jährigen Geschäftszeit erworbene Vertrauen der Kundschaft, die reichen Erfahrungen in allen Sparten des Bankgeschäftes, ein Stab hochqualifizierter Mitarbeiter und ein gut ausgebautes Filialnetz in allen Teilen Bayerns und der Pfalz.

Nach dem Jahre 1948 gelang es der Bank, in verhältnismässig kurzer Zeit der schweren Zerstörungen ihrer Münchener Zentrale und der Trümmer von über einem Dutzend ihrer Niederlassungen Herr zu werden. Ein geschäftlicher Aufstieg begann, der in immer grösser werdenden Ziffern seinen Niederschlag in der Bankbilanz fand. Belief sich die Bilanzsumme zum Jahresende 1949 auf knapp 600 Millionen DM, so wurde im Laufe des Jahres 1957 bereits die 3-Milliarden-Grenze überschritten. Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank ist heute damit das drittgrösste private Kreditinstitut der Bundesrepublik. Mit über 5600 Angestellten zählt sie zu den grössten Wirtschaftsunternehmen Bayerns. In München sorgen die Zentrale und 30 Niederlassungen im Stadtbezirk für die bankmässige Betreuung des alle Bevölkerungsschichten umfassenden Kundenstammes der Bank.





Photo Angermayer

MÜNCHEN: ETAPPEN SEINER GESCHICHTE

Von Michael Meier

Wenn eine grosse Stadt gefeiert werden soll, so erwartet jeder, dass man seine Sonntagsstimme benutze und mehr von der Kultur als vom lebendigen Leben dieser Stadt zu Worte kommen lasse, da seit je die fatale Unterscheidung besteht, dass von Kunst und Schönheit in einem, von den Menschen und ihren Leidenschaften aber in einem ganz anderen Kapitel gehandelt wird. Am Ende glaubt man selbst, dass das Wesen einer Millionenstadt allein in den Baudenkmälern der früheren Zeiten beschlossen liege. Die Türme ragen wieder, Glocken läuten, und die barocke Vedute mit Mauern, Toren und dem Landmann, welcher seine Produkte anfährt, erwacht zu solcher Lebendigkeit, dass man sein Auto besteigt und – aufs Gaspedal tretend – «Hüh» und «Hott» zu rufen geneigt ist. In Wirklichkeit aber, und zumal in Deutschland, ist es heute so, dass sich der goldene, fast göttliche und vom Dehio erwähnte Kern eines grossen Gemeinwesens zum Ganzen verhält wie der Diamant zum tauben Gestein, das ihn umgibt. Das eine wäre an sich von dem gleichen Interesse wie das andere, und nur der rätselhafte Zufall will, dass wir dem Seltenen grösseren Wert beilegen als dem Häufigen, obgleich dieses künftig immer mehr zunehmen wird, während das Seltene noch seltener werden muss, als es ohnehin ist.

Der Anfang

Die Anfänge des jungen Millionärs sind unbestimmt. Man sucht nach dem fruchtbaren Prinzip, welches der Stadt achthundert Jahre Bestand verlieh, und wird es grade in ihrer Frühzeit noch nicht finden können; denn ein gewisses Gut *Munihha*, das dem ehrwürdigen Benediktinerkloster Tegernsee gehörte, hat mit München wenig zu tun, wenngleich es sich an dem Platz befand, den die Stadt später einnehmen sollte.

Dort stand das Gut bereits im 10. Jahrhundert. Es wurde dem Kloster durch einen Herzog entfremdet – man beklagt sich noch hundert Jahre später über diese Gewalttat – und als sich 1158 ein Kaiser mit diesem

Blick vom Englischen Garten gegen die Türme der Liebfrauenkirche und der Ludwigskirche.
Unten: Der Viktualienmarkt, dahinter rechts St.Peter, die älteste Pfarrkirche Münchens.

Platz befasst, war es, um einen Streit zu schlichten. Die Urkunde, auf welche sich heute der Rat der Stadt beruft, wenn er eine Säkularfeier begeht, entscheidet zwischen Herzog Heinrich dem Löwen und Bischof Otto von Freising derart, dass Markt, Münze und Brücke über die Isar künftig «apud Munichen» bestehen sollten, wofür der Herzog dem Bischof ein Drittel aller Gefälle abzugeben hatte. Es unterschrieben zwei Erzbischöfe, vier Bischöfe, ein Herzog und zwei Markgrafen. Dazu gab Kaiser Friedrich Barbarossa sein Monogramm und Rainald von Dassel als Kanzler die Bestätigung.

Mit diesem Instrument ist der Fleck «bei München» zum ersten Mal von der grossen Geschichte berührt worden. Er übernimmt später den Namen des Klostergutes, inkorporiert es seinem Gebiet – es war am Rindermarkt und auf dem Anger gelegen –, frisst es gänzlich auf und tilgt die Spuren seiner eigenen Vorgeschichte so vollkommen, dass eigentlich nur der Mönch im Stadtwappen und -namen und das Patrozinium der ältesten Pfarrkirche St. Peter noch auf das Kloster verweisen. Es liegt am Ufer eines stillen Voralpensees, ist seit langem Gymnasium und im Besitz der Wittelsbacher. München aber wächst und wächst und ist nach wie vor München, was damals durchaus nicht vorauszusehen war.

Denn Schwierigkeiten blieben nicht aus. Heinrich, den die Urkunde von 1158 noch «nostrum Henricum», das heisst *unseren* Heinrich nennt, wird zwei Jahrzehnte später barsch und bloss mit «Heinrich» angeredet, da der Kaiser ihn verbannt und – schlimmer noch – alles widerruft, was er seinerzeit über München entschieden hatte. Brücke, Markt und Zoll sollten künftig wieder dort sein, wo sie früher waren, bei Föhring isarabwärts. Aber war es schon zu spät für diesen Entschluss oder kam sonst etwas dazwischen: was man auch annehmen will, München liess sich nicht mehr aufhalten, und Föhring, hoch auf dem rechten Isarufer, blieb ein Dorf. Wer nicht über das Stauwehr gehen will, muss heute einen weiten Umweg machen, um es zu erreichen; denn weit und breit findet sich keine Brücke.

Das fruchtbare Prinzip

Städte leben nicht aus sich allein. Sie stehen innerhalb von Kraftfeldern, welche weit über ihr Gebiet hinausreichen, und mit ihrem Wachsen oder Schrumpfen sind Blüte oder Verfall einer Stadt eng verbunden. So ist London proportional zu einem Weltreich, New York zu einem Kontinent, und Wien ist das Relikt einer einst umfassenden Monarchie. Wäre München bei Markt, Brückenzoll und dem unschuldigen Salzhandel geblieben, dem es seine Anfänge verdankt, so wäre es heute nicht, was es ist. Andere Geschäfte sind es, die in der Stadt Wohnung nahmen, und die Erinnerung an das Salz lebt wohl nur noch in dem kleinen Fässchen fort, das man (nachträglich) der bronzenen Diana-Bavaria auf dem Hofgartentempel beigegeben hat. Es war eine gute und grosse Zeit, als noch das Salz in der Wichtigkeit irdischer Güter mit seiner biblischen Würde obenan erschien.

Langlebiger und fruchtbarer aber war die Tatsache, dass München Residenzstadt wurde, dass die Herren in Bayern – nach der Verbannung Heinrichs des Löwen erhielten die Wittelsbacher das Herzogtum – seit der Mitte des 13. Jahrhunderts von dort aus ihr Land regierten, mit Unterbrechungen zwar, aber doch immer wieder und bald ständig, als Herzöge, als Kurfürsten später, dann als Könige und schliesslich als Ministerpräsidenten. München wurde zur Hauptstadt Bayerns und dadurch zum Mittelpunkt des Landes, das als einziges innerhalb des grossen Verbandes, den man einmal Deutsches Reich genannt hat, dem Staate Preussen in gewissem Sinne die Waage halten konnte. Daher rührte ein starker, heute aber kaum noch lebendiger Antagonismus, welcher auch in der Verschiedenheit der Bekenntnisse begründet war.

Wer in einer Berliner Schule Geschichte gelernt hat, sieht mit eigentümlichen Gefühlen das Denkmal des Feldherrn Tilly in der Münchner Feldherrenhalle (hat er nicht im 30jährigen Kriege Magdeburg zerstört?). Fürst Wrede, dessen Statue ihm zur Seite steht, gab Napoleon die Gelegenheit zu seinem letzten Sieg, und Prinz Karl, welcher allerdings kein Denkmal in der Stadt besitzt, operierte 1866 recht unglücklich gegen Preussen, das ihn in einem Gefecht besiegte, dessen Namen heute keiner mehr zu wissen braucht. Diese längst verblassten Erinnerungen, welchen man in München begegnet, sind auch nur deswegen einer Erwähnung wert, weil man sonst vergessen könnte, dass man sich hier am südlichen Pol der (klein-) deutschen Geschichte befindet, im Zentrum einer alten Vergangenheit, die mit ganz anderen und nicht minder wichtigen Ereignissen gesättigt ist als die des nördlichen Gegenpols Berlin, wenn sich auch die Feldherrenhalle nur zögernd mit kriegerischen Gestalten gefüllt hat.

Genius loci

Dennoch weht über den Dächern der Stadt, über den Türmen, den Wipfeln des Englischen Gartens und um den Gasometer von Moosach eine eigentümlich ungeschichtliche Luft. Es ist nicht Zephir oder Boreas. Kein Lüftchen für den Dichter. Was es ist, glaubt man zu spüren, wenn man aus dem vierten oder fünften Stockwerk eines Münchner Mietshauses der Randbezirke nach Süden blickt. Da steigt am Horizonte der gezackte Rücken der Alpen empor, kommt von Osten herauf und streicht im Westen hinab, funkelnd, gleichmütig, bald deutlich bis in die Einzelheiten, bald fern und bläulich, eine riesige erstarrte Welle über einer Ebene, deren Krümmung die des Planeten ist, und es scheint dann, als sei in dem leichten Zug des Windes etwas von der Bewegung des Himmelskörpers enthalten, der die jüngsten Spuren seiner eigenen Geschichte als Gebirge vor unseren Augen stehengelassen hat, um sie als Geröll, Kies, Sand wieder abzutragen und über die Ebene zu verteilen, mit dem Fluss fortzuschwemmen, seit Urzeiten und noch immer. Wieviel Kulturen müssen da kommen und vergehen, bis die Baugruben im jungen, flachgeschürften Tal der Isar nicht den al-

luvialen Kies, sondern die Reste vergangener menschlicher Epochen herausgeben als tröstliche Zeichen, dass schon vor uns etwas Verwandtes an der gleichen Stelle gesiedelt hat. Achthundert Jahre wiegen hier nicht viel, und die Vergangenheit entbehrt ganz des Mythischen, wie dem Boden festes, gewachsenes Gestein fehlt, welches so bildbar wäre wie Marmor oder Sandstein, dem der Meissel des Bildhauers menschliche Gestalt verleihen kann. Die mittelalterlichen Kirchen der Stadt zeigen nur die nüchterne, ungestüme Monumentalität des Backsteins, und die wenigen Reste steinerner Skulpturen jener Zeit, welche sich hier und da noch erhalten haben, wirken heimatlos an ihrem Orte.

Und doch gab es schon damals ein ganz ungezügeltes, eingeborenes bildnerisches Talent, dessen Werke selbst unter den so stark bewegten Holz-Skulpturen deutscher Spätgotik einzig dastehen. Wir meinen hier nicht die subtilen, exzentrischen Figuren Grassers (der kein Münchner war), sondern die ungeschlachten Riesen des Rasso-Meisters, die man zurzeit im Nationalmuseum in einer Art natürlicher Umgebung wie im zoologischen Garten betrachten kann. Beide Meister haben für die Bürger-Stadt gearbeitet; nicht für die Residenz, sondern für die Pfarrkirche Unserer lieben Frau und für das Rathaus, und so gehören ihre Werke zu den nicht eben zahlreichen Resten mittelalterlich-bürgerlicher Kultur, welche München bewahrt aus einer Zeit, ehe noch der Hof das Gesicht der Stadt bis in die Einzelheiten zu bilden begann. Wie sie damals ausgesehen hat, ist durch ein zeitgenössisches Modell festgehalten worden: ein gedrängtes Gemeinwesen innerhalb seines Mauerrings und im respektvollen Abstand vom unregulierten, wilden Fluss. Ein Blick auf den heutigen Plan gibt diese alte Gestalt noch wieder, zwischen Isartor und Karlstor, Sendlingertor und dem Platz, welchen die Feldherrnhalle seit über hundert Jahren einnimmt.

Was darüber hinausgriff und den engen Bezirk gesprengt hat, ist der Initiative des Hofes zu verdanken, der Baulust vor allem der Könige, die ihre junge, im 19. Jahrhundert erworbene Würde monumental manifestierten. Sie warfen die grossartigen Projekte in die Ebene hinaus, an denen sich wie an einem Gerüst die Grossstadt auswachsen sollte, welche sich heute haltlos weit über diese Anfänge ergossen hat, bis nach dem fernen Nymphenburg; bald bis Schleissheim. Bis zum Aumeister an der Nordspitze das Englischen Gartens, wo noch Kaiser Karl VII. im 18. Jahrhundert den «stärksten Hirsch schiessen konnte, welchen Europa je gesehen hatte». Bis nach Pasing und das stille Würmtal hinauf, bis nach Grünwald in das enger werdende Tal der Isar hinein: unübersehbar. Mit dem Stadtkern nur durch die dünnen Fäden mühseliger Verkehrsmittel verknüpft, sind Bezirke entstanden, wie sie Grossstädten eigen sind, weshalb sie überall stehen könnten, weil sie sich nur durch den mehr oder weniger grossen Grad von Gleichgültigkeit voneinander unterscheiden. Aus den Dachluken aber und von den Plattformen der Hochhäuser sieht man die Alpen und fühlt den Wind, der von dort herabkommt.

Vor seinem Atem und auf diesem jungen Boden, an einem Fluss von unberechenbarem, heftigem Temperament bekommt alle Kultur etwas doppelt Künstliches. Es ist auch, als habe der bürgerliche Kern der Stadt nicht ausgereicht, die königlichen Erweiterungen mit bodenständiger Kraft zu durchsäuern, und so springen sie ganz unvermittelt aus dem Sand, welcher merkwürdig geeignet erscheint, die grossartigen Bauten Ludwigs I. zu tragen. Er ist wie die Ebene Null: voraussetzungslos, Tisch für jegliches Experiment, also auch für den mächtigen Willkürakt des Klassizismus, welcher mit seinem ästhetischen, vor allem aber auch sittlichen Anspruch nichts weniger verträgt als die Verführung zu lächelnder Resignation, die immer nur dort besteht, wo Reste grosser Vergangenheit das Vergebliche totalen Wünschens von selbst vor Augen führen. So erleben wir hier die absolute Höhe künstlerischen Willens; denn er ist vollkommen und ungemindert Gestalt geworden, und dies mit solcher Kraft, dass sich seither eine bauliche Tradition in der Stadt gebildet hat. Bis heute ist in München ein Stil beliebt, welcher, wenngleich gemässigt und behäbig geworden, seine Herkunft doch nicht verleugnet. (In travestierter Form lebte das grosse Vorbild noch bei den Architekten des Dritten Reiches weiter, durch die es schliesslich bis nach Berlin gelangt ist.)

Der strengen Haltung solcher Bauten entsprach eigentlich keine Bildhauerkunst. Das ist sehr bezeichnend; denn die Skulpturen jener Epoche sind nicht die zeitgenössischen, sondern die wunderbaren griechischen Originale selbst, die Giebelfiguren von Aegina, welche Ludwig I. erwarb, so dass man die unter ihm entstandenen Architekturen wie deren ideale Hülle ansehen muss. Es gibt kaum ein eindrucksvolleres Beispiel für die fortwirkende Kraft der Antike als dieses.

Zeitgenössische Malerei ist (oder war) jedoch vorhanden, wie die heroischen Landschaften Karl Rottmanns in den Arkaden am Hofgarten oder die Werke des Peter Cornelius, dessen Jüngstes Gericht an der Chorwand der Ludwigskirche ganz sicher einmal die Achtung gewinnen wird, welche ihm weder vom königlichen Auftraggeber noch bis heute vom Publikum gewährt worden ist.

Wie auf die Baukunst, folgte dann auch auf diese Malerei eine akademische Richtung – Kaulbach, Piloty – vor der man heute erschrickt wie vor Gespenstern, mit welchen die Maler wenigstens das eine gemeinsam haben: dass man sie an sich gar nicht mehr kennt. So sehr sind sie verschwunden (und so intolerant sind wir selbst), dass die Vermutung nahe liegt, auch Lenbach würde mit seiner Kunst diesen Schatten längst gefolgt sein, hätten dessen Werke in der eigenen Villa nicht sozusagen eine Freistatt gefunden.

Da war die Bürger-Stadt konservativer. Kam sie auch gewiss wenig genug zu Worte, so will das nicht heissen, dass sie keine Worte besessen habe. Sie war fromm, sie hatte ihren vollkommensten Ausdruck in den barocken Bauten gefunden, deren volkstümliche Schönheit zwar nicht zu internationaler Geltung gelangen konnte –

Farbtafel: Das Münchener Stadtwappen aus dem Festsaal des Alten Rathauses, geschaffen von Erasmus Grasser (1480). Heute im Historischen Stadtmuseum. Photo Otto Angermayer.





denn das ist doch meist eine Börsen-Sache – sich jedoch mit ihrer träumerischen Reinheit mühelos in einer Wunderwelt bewegte, wo nur das wirklich Grosse zu Hause sein kann. Nicht die majestätische Theatinerkirche, nicht den mächtigen Raum von St. Michael an der Kaufingerstrasse, sondern St. Johann-Nepomuk nahe am Sendlingertor muss man aufsuchen, um diese Welt zu berühren. Sie setzte sich zwar nicht durch, sie besass nicht jenen gewissen Schliff, auch nicht den Anspruch, welcher Epoche macht. Aber sie war da und konnte warten, dass auch die grosse Welt von ihr einmal Notiz nehmen werde.

Die Bürger waren ihrem Herrscherhaus ergeben, wenn es auch bisweilen den Anschein hatte, als seien sie mit ihm weniger gesegnet als geschlagen, und es mag sie verwundert haben, dass die Kurfürsten, später die Könige viel weniger konservativ dachten als sie selbst. Zwar waren es Wittelsbacher Herrscher, doch kamen sie nicht mehr aus Bayern, sondern – seit Carl-Theodor – aus der Kurpfalz, dann aus Pfalz-Zweibrücken, und sie kamen mit Fremden in ihrem Gefolge, mit weltläufiger Kunst, und häufig waren es keine Katholiken, die sie mitgebracht hatten oder beriefen.

Nun ist das an sich bei Fürsten üblich, und war es auch in München, wo schon früher Italiener und Franzosen gebaut und gewirkt hatten, zur Zeit des Absolutismus und vorher, worüber sich niemand beklagte. Auch jetzt bleibt man in München tolerant, und wenn der Bürger dem einen König die Maitresse, dem anderen den beginnenden Wahnsinn plötzlich verübelt, so wirkt diese heftige Reaktion doch mehr wie eine freundliche, aber bestimmte Korrektur, wie ein geradezu weiser Einwand des Lebens gegen das Ungesetzliche, und nicht wie grundstürzende Revolution. Sicher war es gut, dass die Montez hat gehen müssen (1848), und dass Wagner schliesslich sein Opernhaus in Bayreuth bauen musste, will beinahe als Ausdruck höherer Fügung erscheinen.

Die gleiche Bürgerschaft, welche abseits vom akademischen Pathos den Maler Spitzweg hervorbringt, tolerierte das scheinbar Verrückteste, wenn es sie im Grunde harmlos dünkte oder ihre Sphären nicht berührte. Dieser Haltung muss man es danken, wenn George unangefochten seinen Kreis bilden konnte, wenn der Simplizissimus erscheinen und der Blaue Reiter seinen atemberaubenden Lauf in München beginnen durfte. Das Abenteuerliche und das Wunderbare liegen bisweilen nahe beieinander. Beides ist jedenfalls bei George und bei dem Blauen Reiter mitunter so ungeschieden, dass zu Anfang sicher kaum festzustellen war, was nun überwog. Die Münchner mögen das ihnen Verwandte gespürt haben, im Werk des Franz Marc vielleicht sogar das Bodenständige mit seiner – wenn auch nichtkirchlichen – Frömmigkeit, und so duldeten sie hier freundlich, während sie einen Lenin, welcher – ein düsterer Komet – von Zeit zu Zeit in der Stadt mehr sich verbarg als auftauchte, gar nicht bemerkt zu haben scheinen; denn sie waren keine Grossstädter. Radikalität nach links lag ihnen daher ganz ferne, und es mussten erst so verwirrte Zustände eintreten, wie sie nach 1918 herrschten, um das gesunde Gleichgewicht stören zu können. Dies hat nach dem Vorspiel der Räterepublik von 1919 dann zu jenem Mittag am 9. November 1923 geführt – die Engländer nannten ihn aus dem Abstand ihrer insularen Lage: Beerhouse-putch – welcher der beharrlichen Stadt den fast ganz unverdienten Titel einer «Hauptstadt der Bewegung» eingebracht hat.

Genius loci. An manchen Stätten der Welt scheint er aus dem Boden zu dampfen und alle Zerstörungen zu überdauern. Man nimmt ihn hin als etwas Vorhandenes, von dem man sich keine Rechenschaft geben kann, da es in feinen, unwägbaren Spuren die Luft durchsetzt und das Wirken der Menschen bestimmt, welche diese Luft atmen dürfen. Wer sie auf eine historische Grundtatsache zurückführen will, um den Stifter dieser Atmosphäre herauszudestillieren, wird zwar zu einem Ergebnis kommen, doch wird es ganz sicher ein falsches Ergebnis sein, weil nicht erklärt werden kann, warum nun gerade dieser Romulus das Zauberwort finden konnte, welches sich so ungeheuer lebenskräftig und fruchtbar erweisen sollte. Wenn daher aus dem Beitrag hier hervorgehen würde, dass der bestimmte Charakter Münchens dann und dann von dem und dem begründet worden sei, so wolle man das doch ja nicht für bare Münze hinnehmen.

Zwar hat Ludwig I. Kultur und Gesicht der Stadt zu einem grossen Teil bestimmen können. Doch wurde der Verfasser an dieser Tatsache selbst ganz irre, als er an einem Januarmittag in der heissen Wintersonne – der Schnee tropfte vom Gebälk der Glyptothek, und die Tauben tranken aus den Pfützen – auf die Ruinen der Pinakotheken blickte. Die massiven Ziegelbrüche der gewaltigen Reste leuchteten unter einem Himmel, der so blau war, wie man ihn nur in Italien zu finden glaubt. Waren es nicht die Thermen des Caracalla? Keine Menschenseele ringsum, die einen Träumer hätte wecken können. Nur das Tropfen des Schnees und das Leuchten der Steinmassen unter diesem Himmel, welche zueinander gehörten, als habe hier endlich eine Verbindung stattfinden können, die dem Plan des Architekten und der Absicht des Gründers innegewohnt hatte, ohne dass sie selbst etwas davon wussten.

Drei Anmerkungen zur Geschichte der Stadt

1. Nirgends in München erlebt man das Süddeutsche und Aristokratische dieser Residenzstadt unmittelbarer als in der Michaelskirche an der Kaufingerstrasse. Kurz vor 1600 ist sie errichtet worden, und wenn sie auch in der bronzenen Gestalt des Erzengels schon auf ihrer Fassade das Zeichen der Gegenreformation trägt, tönt ihr Raum, in dessen Weite sich die Menschen verlieren, noch vom Klang einer ungebrochenen Welt. Sie war wohl ultramontan – aber ähnlich war auch das Mittelalter. Messen und Chöre des Orlando di Lasso waren damals noch nicht verklungen, und der humanistische Geist, der seinem Vorgänger am katholischen Hofe, dem Zürcher Ludwig Senfl, ermöglichte, für

Luther Psalmen in Musik zu setzen (non moriar sed vivam), dieser Geist war noch lebendig. Wie wenig ist Weltliches vom Geistlichen geschieden, wenn der Engel vor dem Weihwasserbecken Brüste hat! Diese Kunst stammt auch nicht aus kirchlichem Bereich. Heitere, allegorische Geschwister des Engels umstanden die Brunnen der Residenz, und die Anmut der Patrona Boiariae an deren Fassade ist noch von dieser irdischen Grazie her bestimmt.

2. Der Barock hat das Gesicht der Stadt wenig verändert. Die Palais des Adels stellten sich an die Gassen wie die Bürgerhäuser, und die Pracht der Residenz ist ganz nach innen gerichtet. Sie konnte sich in diesem langsam gewordenen und verschachtelten Gebilde auch gar nicht nach aussen entfalten. Die wunderbaren Plätze, an denen die Stadt reich ist – es sind die einzigen wirklich öffentlichen Räume Deutschlands, wo der Himmel das Dach hergibt – stammen aus späterer Zeit, als Rücksichten und Mauern schon gefallen waren.

Man muss daher nach Nymphenburg oder nach Schleissheim hinaus, will man die ganze Entfaltung barocker Baukunst bewundern. Sie prunkt dort mit dem gewohnten Aufwand, welcher einer späteren Zeit zur Last werden sollte. Denn was kann man mit Kavaliershäusern anfangen, wenn die Welt, aus der sie entstanden, gestorben ist? Lebendig blieb aus dieser Epoche die Porzellan-Manufaktur. Die Figürchen Bustellis fügen sich derart in die reizvolle Welt des bayrischen Spätbarocks ein, dass man sie wohl als deren ursprünglichsten Ausdruck ansehen darf. Wäre Mozart damals Hofkomponist geworden, so hätten Hof und Stadt den Erzbischof von Salzburg und die Stadt Wien um ein Genie ärmer gemacht. Aber es fehlte viel daran. Auf Mozarts Antrag antwortete der Kurfürst, wohl in Nymphenburg: «Ja, mein liebes Kind, es ist keine Vakatur da. Mir ist leid» (1777), und so blieb es bei einer Uraufführung, der des «Idomeneo» zum Karneval von 1781. Damals regierte schon der Mannheimer Karl-Theodor, welcher ebenso wie sein Vorgänger nicht sah, dass man bei grossen Geistern nicht auf Vakaturen warten, sondern ihnen Vakaturen verschaffen muss. Aber töricht, ihnen daraus nachträglich einen Vorwurf zu machen.

3. Fast jeder der bayrischen Regenten des 19. Jahrhunderts hat das Seine getan, die Stadt zu erweitern und zu verschönern. Sie erhielt auf diese Weise neue, von gleicher Grundstimmung erfüllte Bezirke, in denen das Denkmal des betreffenden Herrschers aufgestellt wurde: Ludwig I. auf dem Odeonsplatz, zu Pferde und quer zu der Richtung, welche die nach ihm benannte und durch ihn gewordene Strasse einschlägt. Max II. inmitten der vornehmen, neugotischen Maximilianstrasse und vor der effektvollen Kulisse des Maximilianeums hoch oben auf dem anderen Isarufer; Prinzregent Luitpold beim Nationalmuseum in der Prinzregentenstrasse, das Friedensdenkmal in seinem Rücken. So könnte man auch an den Denkmälern die Geschichte der Stadt ablesen. Wo sie stehen, empfindet man deutlich das Wesentliche der kleineren oder grösseren Epochen, welche nicht nur die Kultur der Stadt, sondern die des Landes und auch Deutschlands mit bestimmt haben. Was geschah und lebte nicht alles in München unter dem Prinzregenten! Ein grosser Teil der neueren deutschen Kunst und Literatur, von Richard Strauss bis Thomas Mann, von Franz v. Stuck bis zu Kandinsky und Klee, von Eduard v. Keyserling bis zu Franziska v. Reventlow, alle Spannweiten und Unterschiede waren damals hier zu Hause, samt den Verlegern, deren Gründungen diese Zeit kräftig überdauert haben, Piper, Langen, Bruckmann etc. Deshalb besitzen diese Reiter- oder Standbilder eine ungleich grössere Berechtigung als die vielen übrigen, welche über München verstreut sind, seien es die von Schiller, Goethe oder Bismarck, welche bisweilen nur einer Strassenbahnhaltestelle ihren Namen gegeben haben, täglich ausgerufene, mühsame Unterscheidungen und Festpunkte des überströmenden Verkehrs.

Auf dem Viktualienmarkt aber steht das kleine Denkmal für Karl Valentin, und man könnte nicht sagen, wo es besser stünde als hier; denn Valentin hat nichts gebaut, nichts bestimmt, nichts geprägt, kaum etwas hinterlassen, und doch ist kaum einer des Andenkens würdiger als der Rührend-Hilflose, Grossartig-Dämonische, banal und weise, vielgesichtige und doch immer der nämliche: Karl Valentin, welcher mit seiner ganzen Person zu Darstellung brachte, was das offiziell Anerkannte und Marktfähige jederzeit fragwürdig werden liess. Kunst, noch nicht Kunst, mehr als Kunst, ein unheimliches Wesen, dessen Andenken nun im Mittelpunkt der Bürger-Stadt verewigt worden ist, obgleich Valentin kein echter Münchner war und auch nicht volkstümlich im üblichen Sinne.

Zuletzt darf noch ein wichtiges Denkmal nicht ungenannt bleiben, welches keine Gestalt erhalten hat. Es ist der Platz vor der Universität, welcher seit einigen Jahren den Namen der Geschwister Scholl und ihres Kreises trägt. Wenn ihre mutige Auflehnung gegen das vergangene Regime auch keine direkte Wirkung mehr hervorbringen konnte, bleibt ihr Anspruch in seiner ganzen Reinheit bestehen und wird fortwirken, so lange noch jemand bereit ist, Freiheit höher zu schätzen als eigene Sicherheit und eigenes Wohlergehen.

Werktagseindrücke

Es fällt schwer, die eigene Person in dieser Übersicht wiederzufinden. Verkehrsopfer von der Strasse an den Rand zu tragen; unfreiwillig eingesperrt aus dem Keller der Staatsbibliothek auf einen menschenleeren, zerstörten und verschneiten Hof zu blicken, der nur von den Spuren einiger Ratten und Vögel belebt ist; tief unter der Erde am Königsplatz plötzlich einem Bataillon von Büsten gefallener Grössen des 3. Reiches zu begegnen, oder einem gewaltigen archaischen Kuros in einem schlachthausartig ausgekachelten Keller; der Anblick der «Entkleidung Christi» von El Greco in der Pinakothek mit dem sie ständig umgebenden Ge-



Photo Angermayer

Die Ludwigstrasse, das Werk König Ludwigs I. und seiner Architekten Klenze und Gärtner. Blick von den Türmen der Ludwigskirche auf die Feldherrnhalle und die vieltürmige Innenstadt (von links nach rechts die Türme von: St.Peter, Rathaus, St.Cajetan, Frauen- und Salvatorkirche).

ruch von Gebratenem und Jazzmusik – das amerikanische Offizierskasino war hinter der Wand, und es war eine Zeit, in der Gebratenes und Kunst miteinander im Streit lagen; Sonntagmorgenstille in der Ruine der Allerheiligen-Hofkirche. Nur ein Vogel sang, und das Echo war mächtig; das grosse Weingewölbe, wo die Schankmädchen eine Runde stifteten, weil es mit dem Bargeld einer Hochzeitsgesellschaft nicht weit her war; Abendsonne auf der Wand des Gefängnisses – in jeder der vergitterten Luken ein kahler Kopf, die Strahlen einzufangen, und der Flaucher, wo über herrlich grossen Bäumen Fabrikschornsteine visionär emporsteigen, und am Gasthaus der Trompeter die Noten anvisiert, mit der Linken noch das Akkordeon spielend. Dies alles erlebt man ganz disparat in einer Woche, die auch in München nur einen Sonntag auf sechs Werktage zählt, und man kann nicht wissen, zu welcher goldenen, eisernen oder flüchtigen Zeit diese Eindrücke einmal Bausteine liefern werden.

So voll von Märzenbier, welches ein Unbekannter gestiftet hatte, in einer Antrittsvorlesung, dass man sich wunderte, warum der Professor nebenan einen Platz weiter rückte; grüner Föhnhimmel mit roten Wolken im Januar, ein zerknitterter evangelischer Pastor in einem verrussten Zimmer am Ostbahnhof: Nichts fügt sich zusammen, oder es passt nur zu einem Bilde, dessen Plan und Ausmass bisher ganz unbekannt sind.

Was man feststellen kann, ist, dass München die gefährliche Schwelle zur Grossstadt kürzlich überschritten hat. Die Zeit davor scheint wie Idylle. Doch ist sicher, dass auch sie erst am Schreibtisch diesen Charakter erhalten hat; denn Historie und Wirklichkeit sind zweierlei Dinge.



Der Engel vom Weihwasserbecken der Michaelskirche, eine der bedeutenden Bronzefiguren aus der Zeit um 1600, an denen die Residenzstadt reich ist.



Photo Angermayer

MÜNCHENER ANSICHTEN

Winterabend im Englischen Garten. Er gehört zu den ersten grossen Kunstlandschaften, welche den in England aufgekommenen Stil des «natürlichen Parks» auf den Kontinent verpflanzten. Die Anlage erstreckt sich vom Rand der alten Stadt kilometerweit nach Norden, umschliesst Seen, wird von den lebhaften Seitenarmen der Isar – den Isarauen – durchflossen und lässt die karge Ebene vergessen, auf welcher die Stadt gegründet steht.



Das neugotische Rathaus (Ende 19. Jahrhundert von Hauberisser erbaut) mit seiner Spieluhr.

Rechte Seite oben: Blick von der Frauenkirche über den Hofgarten auf den Englischen Garten mit den nach dem letzten Krieg neu entstandenen Häuserblocks. Hinten rechts der Monopteros.

Rechte Seite unten: Der Turnierhof in der Münze, einer der schönsten erhaltenen Arkadenhöfe Deutschlands (nach 1563 von W. Egkl erbaut).

2 Photos Angermayer, 1 Photo Thudichum





Das 1943/44 zerstörte Nationaltheater, der Schauplatz denkwürdiger Opern-Uraufführungen (R. Wagner, Pfitzner, R. Strauss), nach 1823 von Leo v. Klenze errichtet. Jährliche Lotterien bemühen sich um die Mittel zum Wiederaufbau. Photo Angermayer



Schloss Nymphenburg, der prächtige, aus einem Lustschlösschen des 17. Jahrhunderts erwachsene Wohnsitz der bayrischen Kurfürsten. Blick aus dem Park auf den Mittelbau. Photo Angermayer



St. Michael in Berg am Laim, Bekrönung des Hauptaltars, Mitte des 18. Jahrhunderts geschaffen von J. B. Straub. Die Kirche ist ein Werk des Architekten Joh. Michael Fischer, des wohl grössten bayrischen Baumeisters jener Zeit.

Linke Seite oben: Das Deutsche Museum bei Nacht. Es wurde 1903 von dem genialen Elektroingenieur Oskar v. Miller begründet und beherbergt eine der bedeutendsten Sammlungen zur Geschichte der Kultur und Technik. Die Ludwigsbrücke, an der es sich erhebt, ist eine späte Nachfolgerin jener «Ur-Brücke», der die Stadt ihr Entstehen mitverdankt.

Linke Seite unten: Der Verwaltungsbau der Siemens-Electrogeräte-Aktiengesellschaft, einer der jüngsten Bauten Münchens, zugleich Zeugnis für die anständige Baugesinnung, welche seit je in diesem Elektro-Konzern üblich ist.

2 Photos Angermayer, 1 Photo Thudichum



Karyatide aus dem Theater in der Residenz, dem Rokokotheater schlechthin, geschaffen 1751—1753 vom Hofarchitekten Fr. Cuvillés. Hier wurde Mozarts «Idomeneo» uraufgeführt. Das Theater wird zurzeit an anderem Ort in der Residenz mit der geretteten Ausstattung neu errichtet.

Photo Hildegard Steinmetz



Sommerkeller. Nach einer Zeichnung von Friedrich Kaiser.

Die Sonnenuhr des Münchener Jahres

Alte Bräuche und festliche Tage

Von HANNS VOGEL

München – die phäakische Stadt auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene – rühmt sich, wenn es Anno domini 1958 auf sein 800jähriges Dasein weist, mehr seiner urbanen Jugend als seiner Ehrwürdigkeit. Viele Städte bereits im Radius der Nachbarschaft bieten weit mehr altersgraue Mauern an, darunter sogar solche mit hocharistokratischer römischer Herkunft, zum Beispiel das alemannische Augsburg, das oberpfälzische Regensburg oder das unterländische Passau. Obwohl Grabungen am Alten Peter, der ersten Stadtpfarrkirche der Landesmetropole, in den letzten Jahren die Spaten auf Fundamente und Vermutungen stossen liessen, nach denen auch die Isarstadt... Aber uns soll es genug sein, dass der Welfe Heinrich unterm 14. Juni 1158 von Kaiser Friedrich, dem Rotbärtigen, ein gesiegeltes Pergament bekam, das seiner jungen Salzbrücken-Siedlung «Zu den Munichen» die begehrten Marktrechte zusprach. Somit war dem aufbrausenden Löwen-Herzog die Brandfackel majestätisch verziehen, mit der er Monate vorher etwas isaraufwärts bei Föhring dem Freisinger Bischof Otto dessen Salzbrücke und Zollstätte mitsamt den Städeln kurzerhand in Asche gelegt hatte.

Seither zieht das bürgerliche Jahr, das Weichbild der Stadt ständig weitend, seine Bahn; etwas eigenwillig, aber zünftig – wie halt die Bajuwaren sind, die um 550, den Ruck und Druck der Völkerwanderung behäbig weitergebend, aus den böhmischen Gefilden einströmten und nach kurzem Fussmarsch Biwak machten. Daraus wurde ein sesshaftes Dableiben, wie es andere Stämme kaum kennen. Das Volksnaturell im Zusammenwuchs mit vorchristlichem und christlichem Brauch gab dem Leben in München eine absonderliche Gangart. Das steuert nicht einfach so von Neujahr auf Silvester zu. Würdig schreitet es über fromme Höhepunkte des Kalenders, doch plötzlich verfällt es in ein synkopisches, ländlerisches, zwiefach-taktierendes Stampfen, wozu Bauernherkunft und gestandenes Herkommen aufspielen. Die Stadt hat über der Million Einwohner, die ihr die neueste Zählung aufdrängt, weder ihr Gehabe noch ihr Gesicht verloren.

Wenn das monströse Uhrwerk im gotizistischen Turm des neuen Rathauses die rotrockigen Figürlein durch grüne Girlanden drehen lässt, dann spiegelt die massenweis bestaunte Mechanik nur lebendigen Brauch. Denn noch heute lösen die Schäfflergesellen im



Schäfflertanz

Intervall der hochheiligen Siebenjahrezahl den Verspruch ein, das Volk zur notigen Winterszeit in die Strassen und Gassen zu locken, um der Freude wieder einen herzhaften Schwung zu geben. Wie dazumal, als sich aus dem Morgenland der Schwarze Tod einschlich, als die stummen Turmglocken im Gestühl von St. Peter und Unsrer Lieben Frau trauerten, als die Gugelmänner die Pesttoten nächtlings aus den Türen trugen und einscharrten, als man Galgen in der Stadt errichtete für jene, die sich nicht von den Siechen fernhielten. 1634, im Oktober und November, drang die Seuche allein in 400 bis 500 Wohnungen der kleinen Stadt ein. Im Finstern schleppte man die Leichen, ohne auf den Namen zu achten, auf den Totenkarren, der lautlos, mit filzumwundenen Rädern davonglitt. Die Strassen, die das Kainszeichen trugen, waren mit eisernen Ketten gesperrt, die Eisemanngasse und Damenstiftsstrasse mit Brettern und Bohlen verrammelt. Die Menschen hatten sich in die dunklen Stuben verkrochen, genau so wie 1517, wo die Bauern schon dem Münchener Markt fern geblieben waren. Da, horch! – Plötzlich hallten Pfeifen und Trommeln in die Stille: die Schäffler brachten in schwingendem Reigen Frohsinn und Lebensmut wieder, und die Pestgeister wichen. Ein guter Beginn im Jahresgeflecht des Volkstums ist dieser Zunft-Tanz. Im hüpfenden Vierschritt und mit fixen Drehern zauberten die Handwerksleut erstmals wieder nach all der Bombendrangsal am Dreikönigstag 1948 ein hoffendes Lächeln auf die müden Hungergesichter.

Dreikönigstag! Während droben im Oberland das Bubenvolk mit dem Stangenstern als Kaspar, Melchior und Balthasar durch den Schnee stapft, schlürft der Münchener Hausvater, gefolgt von der kleinen Familien-Prozession, in Filzpantoffeln durch die Heimstatt, schwingt die Aschenschaufel mit dem qualmenden Weihrauch in alle Ecken und kreidet das C–M–B samt der Jahreszahl an die Türen: «Die heiligen drei König sind hochgeboren, sie reiten daher mit Stiefel und Sporn.» Auch das frisch aus dem Kirchfass geholte Dreikönigswasser gluckert in den Weihbrunnkessel an der Stubentüre.

Aber dann, wenn die hochheilige Zeit und die Rauhnächte um sind, springt der Faschingsteufel unter das Volk. Allotria! Einst hopste das Fastnachtsross «Blassl» durch die mittelalterlichen Gassen der Stadt. Allotria! Das trubelte im kuriosen Turnier-Kübelstechen der herzoglichen Ära ebenso wie in den maskierten Hirschhatzen oder den «Bauernhochzeiten» der Kurfürstenzeit, wo das hohe Paar als Wirt und Wirtin zum «Güldenen Löwen» auskutschierte und höchsteigenhändig Würstel unter die Menge warf und wo der Freiwein aus den Röhren des Residenzbrunnens sprudelte. Allotria! So formierten und firmierten sich künstlerische Brauseköpfe um 1873 zum geselligen Bund. In solchem Wahlspruch schäumt die Essenz des Münchener Faschings. Unbefrackt, dafür schelmisch vermummt und zwinkernd, ist er zusammengequirlt aus Alfanzerei, aus Hopfen und Malz, aus Kasperliade und künstlerischem Elan. Mit vollen Eimern – bildlich gesehen – holt man sich hierzulande am «schmalzigen» Samstag, am «narrischen» Sonntag und Dienstag, und am «blauen» Montag die Ausgelassenheit aus dem wachsenden Jahr, dem mehreren Licht, um sich zerknirscht am Aschermittwoch das Staub-Kreuz der Kirche auf die Stirn zeichnen zu lassen. Der leere Geldbeutel wird im Fischbrunnen am Marienplatz gewaschen und als Fastenspeise aufgezwiebelter Stockfisch verspeist.

Vor der stillen Busse brandet das Leben noch einmal haushoch: ehedem auf den Hofbällen im königlich-bayerischen Nationaltheater, die mit Quadrillen und Blumenregen brillierten, oder auf den maskierten «Akademien» im Odeon, bei denen Pantomimen und Dominos venetianerten, oder auf Schützenbällen, wo der Büchsenschuss ins Schwarze und der Burschenkuss auf Jungfernlippen knallte und wo die Genagelten den Boden stampften. Künstlerfeste erschütterten erstmals im jungen Viertel des vergangenen Jahrhunderts die karnevalistische Erdkruste der Stadt, weit über die

Landesgrenzen hinaus. Die Treibaufs mit Pinsel und Meissel, mit Gänsekiel und Denkerstirn, jene gärige Hefe im Teig der Münchener Bürgerschaft, mischten freche Farben in die volkstümliche Überlieferung. Allotria! «Romantische Mondscheinbrüder», «Humpenau» und «Humpenburg», «Bärengenossenschaft», «Neu-England», «Stubenvoll-Gesellschaft», «Schimonstammtisch», «Jung-München», das waren einige der feuchten, zünftlerischen Zirkel, aus denen gesellige Kämpen mit Mutterwitz in die Faschingsarena stiegen: der monumentale Schwanthaler, der Kasperl-Pocci, der erzene Miller, der pfalz-bayerische Kobell und die Maler Habenschaden, Petzl, Lindenschmit, Spitzweg, Neureuther, W. v. Kaulbach, Bürkel, Dürck, Marr, Schleich, Schwind, Seibertz und die beiden Wilhelm, Busch und Diez, um die honette Ahnengalerie vorzustellen.

1895 drängte sich dann der erste Faschingszug durch das Menschenspalier, und er bildet heute noch das Überdruck-Ventil ins Freie, wenn es der Maskerade in den Sälen zu eng und heiss geworden ist. Damals, zur gleichen Zeit, warf sich die Boheme in die Dachauer Krachlederne und trumpfte saftig in der Schwabinger Brauerei mit der leicht satirischen «Bauernkirchweih» auf. Das reinrassige «Pippinger Veteranenfest» – später gewandelt zur «Vorstadt-Hochzeit» – mit Quri, Thoma, Taschner und Arnold, der groteske «Modell-Ball» im Gasthaus «Blüte» und die Zirkus-Romantik der «Gaukler» brachten buntschillernde Einfälle an die Jahrhundertwende heran. Und dann tat es einen Schnackler! Auf die Schwelle zum 2000er wurde das Künstlerhaus gesetzt. Allotria! Stätte unentwegter Faschings- und sonstiger Geselligkeit, vom Geiste Lenbachs und Seidls patroniert. Und dann das «Deutsche Theater» und dann die «Narrhalla», und dann die Faschingsprinzen, die kamen, als die echten gingen. So



Fasching

wogt es auch heutzutag noch auf und ab beim Incognito-Visier der Redouten und bei den Bal parés, bei den Kostümfesten und bei den Atelier-Gaudis, bei den parodierenden «Damischen Rittern», als welche die geselligen «Turmfalken» einherschreiten, und bei den schwabingerischen «Juryfreien». Wenn sich erst aus dem musikantischen Quaken ein Walzer, Rheinländer, Polka herausschälen, dann klettert das Tanzbodenklima tropisch nach oben, um schliesslich in den unergründlichen Verworrenheiten der Münchener Française den fidelsten Höhepunkt zu erklimmen.

Im bukolischen Kentauren-Takt drehen sich zur Blasmusik am Faschingsdienstag die vierschrötigen Marktfrauen im larvenhaften Habit um ihre korpulente Achse und um ihre Verkaufsstandeln, wo Blaukraut und Butterschmalz fassungslos daliegen. Mitten im Gewühl des Viktualienmarktes verharren Weiss-Ferdl und Valentin als erzgewordene Brunnenmonumente.

Gleich um die Ecke öffnet sich die gute Stube der Stadt, der Marienplatz mit dem minarettschlanken Säulenschaft der Patrona Bavariä aus dem Dreissigjährigen Krieg und dem wieder gebauten Fischbrunnen samt seinen wasser-pritschelnden Zottelfiguren. Ein Abbild sind sie jener ins geschwänzte Kalbsfell geschlüpften Lehrbuben, die beim «Metzgersprung» am Faschingsmontag seit vier Jahrhunderten in und um das Brunnenbecken ihren Freispruch als ehrsame Gehilfen erhalten. Die Münchener Lausbuben aber balgen sich auch heute noch wie eh und je, trotz des nassen Schwalles, um die aus den «Schapfern» geschütteten Äpfel und Nüsse. Der feinausstaffierte Altgeselle ist mit den riegelsamen Meistern und den auf schweren Rössern thronenden Meistersöhnchen aufgezogen und zwickt die Handwerksneulinge im schalkhaften Zeremoniell auf: «Du sollst getauft werden zu dieser Frist, weil Du gern Fleisch, Bratl und Bratwürstel isst!» Hier und auch weiterhin in der Wurstküche ist das Wasser standesgemässes Element geblieben. Zum Auskehr drängen die Brettl-Fahrer hinein ins Gebirg und treiben auf dem Sudelfeld ein perchtenhaftes Unwesen.

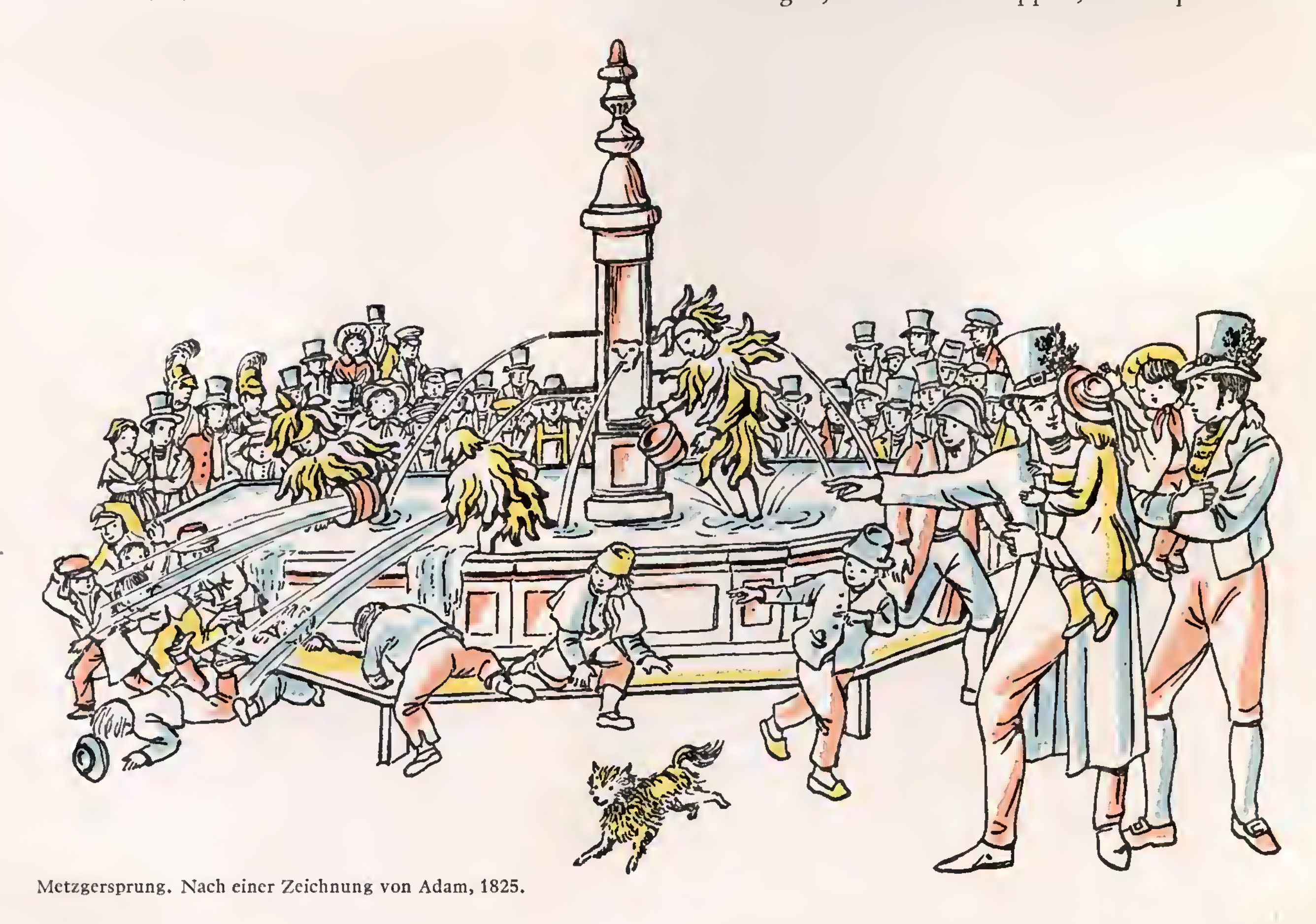
Die grosse Enthaltsamkeit und Besinnung hebt an; um das Gehen in Sack und Asche erträglich zu machen, sprudeln zum Fastenmonat die Münchener Bierquellen hochstammgewürzten «-tor», worunter der Paulaner Salvator besondere historische, teils mönchische, teils kurfürstliche Approbation besitzt. Nach dem Klosterrezept des Paulaner Bruders Barnabas fliesst das Gebräu aus dem Spundloch von Hekto-Banzen in den Masskrug und von da über die prüfende Zunge ins Gemüt. Auf Josefi, jenem Münchener Zentralnamenstagsfest, geben sich seit alters die Sepperln und Pepperln aller Lebensgrade im Salvatorkeller am Nockherberg ein märzliches Stelldichein, das die wärmelnde Sonne sogar auf die übervölkerten Klappstühle des Wirtsgartens ausdehnt.

Schon mündet der Lenz hinein in das österliche Jubilate, nicht ohne auf irdisches Wesen zu verzichten. Ist erst der letzte Schläfer in der Familie am Palmsonntag zum «Palmesel» ernannt (womit an den Hosianna-

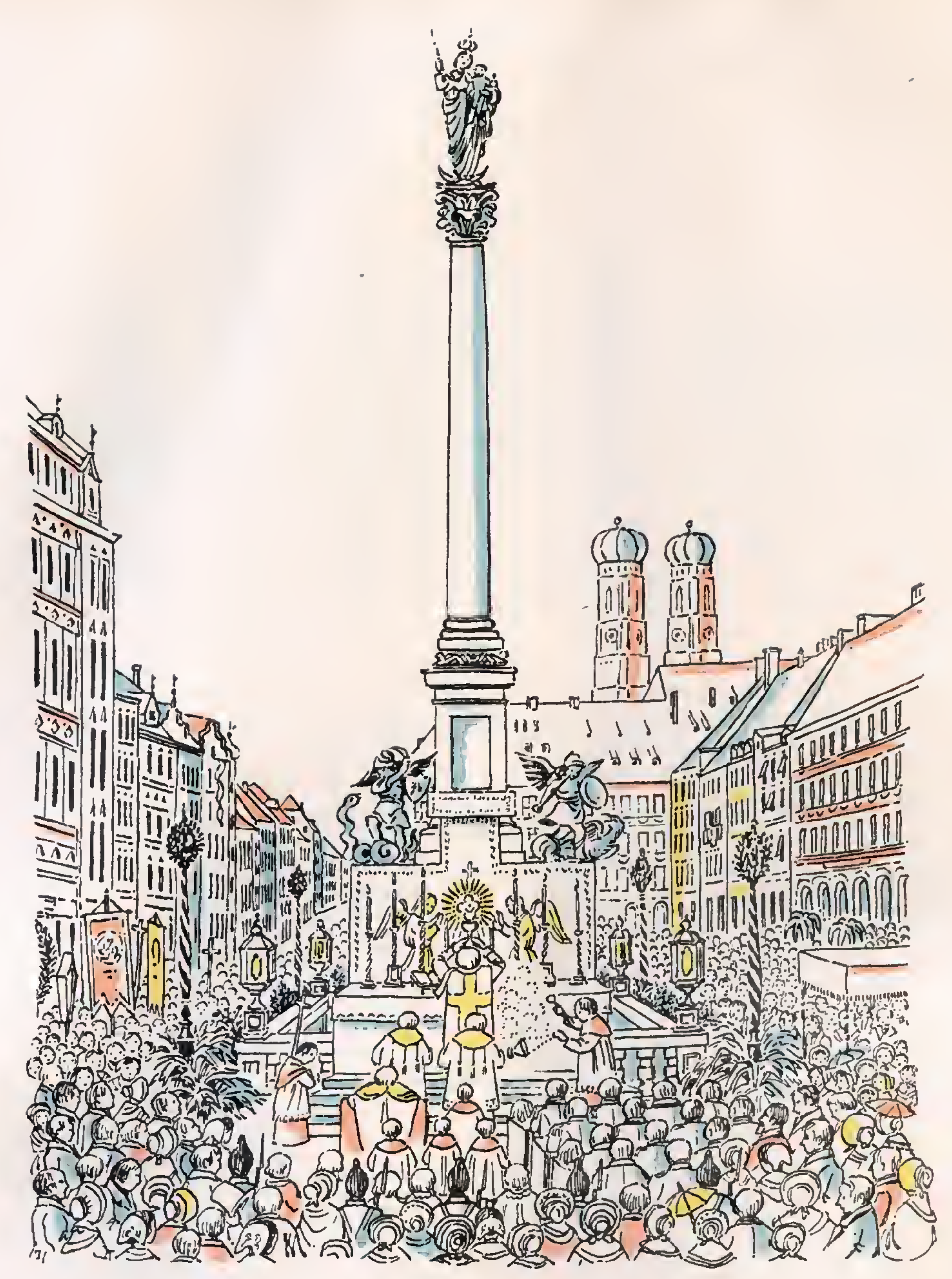
Umzug des Mittelalters erinnert sei), ist erst am Gründonnerstag die unvermeidliche Kräutelsuppe gelöffelt und haben die 12 Apostel in der St.-Bonifatius-Kirche und im Dom die symbolische Fusswaschung erhalten, dann fallen die schwarzen Tücher der Kartage, und mancher Alltagseilige spürt über dem sich schliessenden Heiligen Grab mit den Buntglaskugeln die gewaltige Wende zur Auferstehung hin: «Attollite!» Zur priesterlichen Speisenweihe pilgern am Ostermorgen die Andächtigen. Hefefladen, Eier, Geräuchertes, Meerrettich, Salz und Brot gruppieren sich im Körbchen um das Lamm aus Zuckerschaum, das zwischen den Füssen das Kreuzfähnchen aus Papier hält. Die Spitze der regenbogenbunten Eier ist sorgsam eingedrückt, damit die Weihe nichts von ihrer Wirkung einbüsst. Dort an der Hausecke hat sich ein Rudel Buben zusammengeballt, um das alte Glücks- und Geschicklichkeitsspiel des Eierspeckens auszutragen. Hart wie die vor Eifer glühenden Köpfe müssen die Kalkschalen sein; denn das beim Zusammenstossen unversehrte Ei ist «Moar» und das beim Turnier «eingedätschte» Oval wandert in den Hosensack des Siegers, wo schon Kaugummi, Nägel, Film-Bildeln und eine Steinschleuder versammelt sind. So zeigt es sich beim Brezenhakeln und bei den Völkern: der Kraftmeier nimmt dem andern das Seine weg und steckt es ein.

Bis ins kleinste hinein hängt man am alten Brauch; die Isarstadt müsste nicht von zähem Bauernland umschlossen sein. Tief in ihr Weichbild greifen die Gehöfte und Kornfelder.

Immer wieder ist es der Gerstensaft, der Gemüt und Gemütlichkeit schafft, der das nachbarlich ausgleichende Klima liefert. Riesling und Spätlese der Rebe heben das kauzhafte Einzelwesen aus dem Unterbewusstsein, der Banzen mit dem «Bock» rollt volkstümlich einebnende Brüderlichkeit heran. Mit dem Maibock-Kiesen wird die probate Frühjahrskur eröffnet. Ministersessel werden auf Stunden mit dem Hofbräuhausstuhl vertauscht, um abzuschmecken, ob der Sud auch gut geraten und dem Volk bekömmlich wäre. Dieser einst herzogliche Haustrunk brach mit dem alten Braugebot, das hiess: «Vier Guss auf ein Scheffel Malz!» Besorgt um das Wohl der Untertanen liess das obrigkeitliche Sudhaus den «Bockmeth» (1500 wird er schon erwähnt) gnädigst um 1700 herum auch in die bürgerlichen Pitschen schäumen. Die Brauknechte hatten es wegen des schlagartig ansteigenden Bierverschleisses damals so kreuznotwendig, dass sie nicht einmal den Katzensprung in die Messe hinüber zum Alten Peter tun konnten, sondern dass sie Rosenkranz und Lichtstöckl gleich ins Sudhaus mitnahmen, um in der eigens dort erbauten Braukapelle das Gedeihen von Hopfen und Malz zu erflehen. Hier im Hofbräuhaus, auch nach dessen Übersiedlung ins neue Domizil, neigten sich Gegensätzlichkeiten, sei es ein Bismarck, sei es ein Wedekind, dem erlesenen Geist aus den Bottichen. Hier gediehen und gedeihen die Münchener Originale, in der Schwemme und im Hof mit den Fässern, die dem Stehgast einen Tisch abgeben: der Prangerl, der Finessen-Sepperl, der Kapellmeister



Metzgersprung. Nach einer Zeichnung von Adam, 1825.



Fronleichnam

Sulzbeck, der Lohnkutscher Krenkl, der Hofbräuhaus-Lenbach, der Rahmerl-Mo und das Radiweiberl stellen eine nicht abreissende Seelenwanderung dar bis zum Zeitungsonkel Kuckuck und zum Taubenweiberl.

Der anspruchlose Steinkrug im Mittelpunkt des Behagens nennt sich Keferloher, nach einem Nest ostwärts von München. Diese stämmige Siedlung zieht alljährlich im Sommer die prächtigsten Rottaler Rösser, das euterprallste Miesbacher Milchvieh und die ferkelreichsten Loasen magnetisch an. Handelschaften, die der Handschlag bekräftigt, füllen das Gedränge des Marktes. Schmuser mit aufgewichsten Schnurrbärten und geschnitzte, verschmitzte Bauern-Zyklopen, manchmal noch einer mit einem Goldplättchen im Ohrlappen, bieten eine Wirklichkeit voll gestauter Kraft und wirtschaftlicher Urtümlichkeit.

Der Schattenzeiger auf der Sonnenuhr des Münchener Jahres wandert weiter. Die «Pfingstlümmeln», jene unverbesserlichen Siebenschläfer in der Familie, die vielleicht schon zum «Palmesel» geworden waren, sind genug zerbleckt. Kaum dass einer mehr daran denkt, dass der «Pfingstlümmel» ursprünglich ein Bürschlein war, das hinter grünem Gezweig versteckt, durch die Stadt ritt.

Am Morgen des Dreifaltigkeits-Sonntags, eines Lostags, wandert ein prüfender Blick zum Firmament, ob das Wetter aushält. Falls die verflixten Wolken es sich einfallen lassen, die Dächer und Strassen zu nässen, wird es sieben weitere Sonntage regnen. Aber auch die Cholera-Prozession wäre in Gefahr, die heute noch an diesem Tag ihr Gelöbnis vom Jahre 1836 unter Beteiligung der Bruderschaften einlöst.



Gebirgsschützenumzug

Wenn die Glocken gar zu Fronleichnam rufen, muss sich ein seidenblauer Himmel über die Stadt wölben. Ehrwürdige Fahnen, in deren Tragmasten oft stützend mehrere Mannsbilder gleichzeitig greifen müssen, Kruzifixe aus starkem Glauben geschnitzt, und barocke Heiligenstatuen pilgern durch die Residenzstadt des Erzbistums. Dies ist Münchens feierlichster Anlass durch die Jahrhunderte geblieben. Waren es früher Wagen mit biblischen Szenen, lebendigen oder gemeisselten, vor denen die Gläubigen erschüttert ins Knie sanken, so ist die ehrfürchtige Freude geblieben, dem überirdischen König einen reichen «Prangertag» zu bereiten. Sintemalen aber Essen und Trinken nach altbayerischer Weisheit Leib und Seele zusammenhalten, hat das Hofbräuhaus noch ein Neigerl des Maibocksuds für einen passablen Frühschoppen nach der Prozession aufbewahrt. Auch ein rechter Gusto auf die sagenhaften Münchener Weisswürste, so aus Gründen befristeter Delikatess das Mittagläuten nicht überhören dürfen, ist dabei beileibe nichts Unschickliches.

Ein Firmpate, ein «Göd», jedoch, der etwas auf Tradition hält, lotst seinen Schützling nach dem kirchlichen Backenstreich ins Café «Methgarten», damit er sich mit einem mannbaren Zug vom Honigwein stärke. Solche Überlieferung lotet tiefer als die ausgebrochene Rivalität um die schneidigste Armbanduhr. Mancher unverfälschte Münchener führt ausserdem zuhause beim Mittagessen einen Silberlöffel mit eingraviertem Namens-Initial zum Mund, den er als Vademecum fürs Leben vom Taufpaten ins Wickelkissen bekam.

Draussen in Nymphenburg, jenem Stadtteil unweit des Rokoko-Zaubers von Schloss und Park, wo die künstliche Ruine der Magdalenen-Kapelle einem bussfertigen Kurfürsten als beschauliche Eremitage diente und ein wundertätiges Brünnlein gegen das Augenweh sprudeln liess, findet zum Namensfest der heiligen Büsserin das kinderselige Magdalenenfest statt. Jener Kanal aber, der von Alleen flankiert in das grossartige Rondell der Nymphenburger Palaisanlagen vordringt, wird im Winter zum Schlittschuhparkett für Kunstläufer und Anfänger. Dazu sausen die Eisstöcke, am krummen Stiel von massiven Fäusten geschwungen, über die Bahn. Unterm Steyrerhut blitzen feuereifrige Äuglein diesem bajuwarischen Billardspiel nach. Aber noch ist der Gefrierpunkt weit entfernt.

Der angebrochene Sommer gibt dem Festefeiern an der Isar ein geruhsameres Tempo. Mittlerweile haben sich am Kreuz im Herrgottswinkel die frommen Jahresboten der Natur versammelt: die geweihten Palmkätzchen von Ostern, die strohig verwelkten Birkenzweige und das Antlasskränzel von Fronleichnam. Vielleicht hat sich von der Wallfahrt nach Altötting zur schwarzen Muttergottes oder vom Bittgang nach Maria Eich, gleich westlich vor den Toren der Stadt, oder zur Lieben Frau von Birkenstein eine Erinnerung, etwa ein geziertes Kerzlein, dazugesellt.

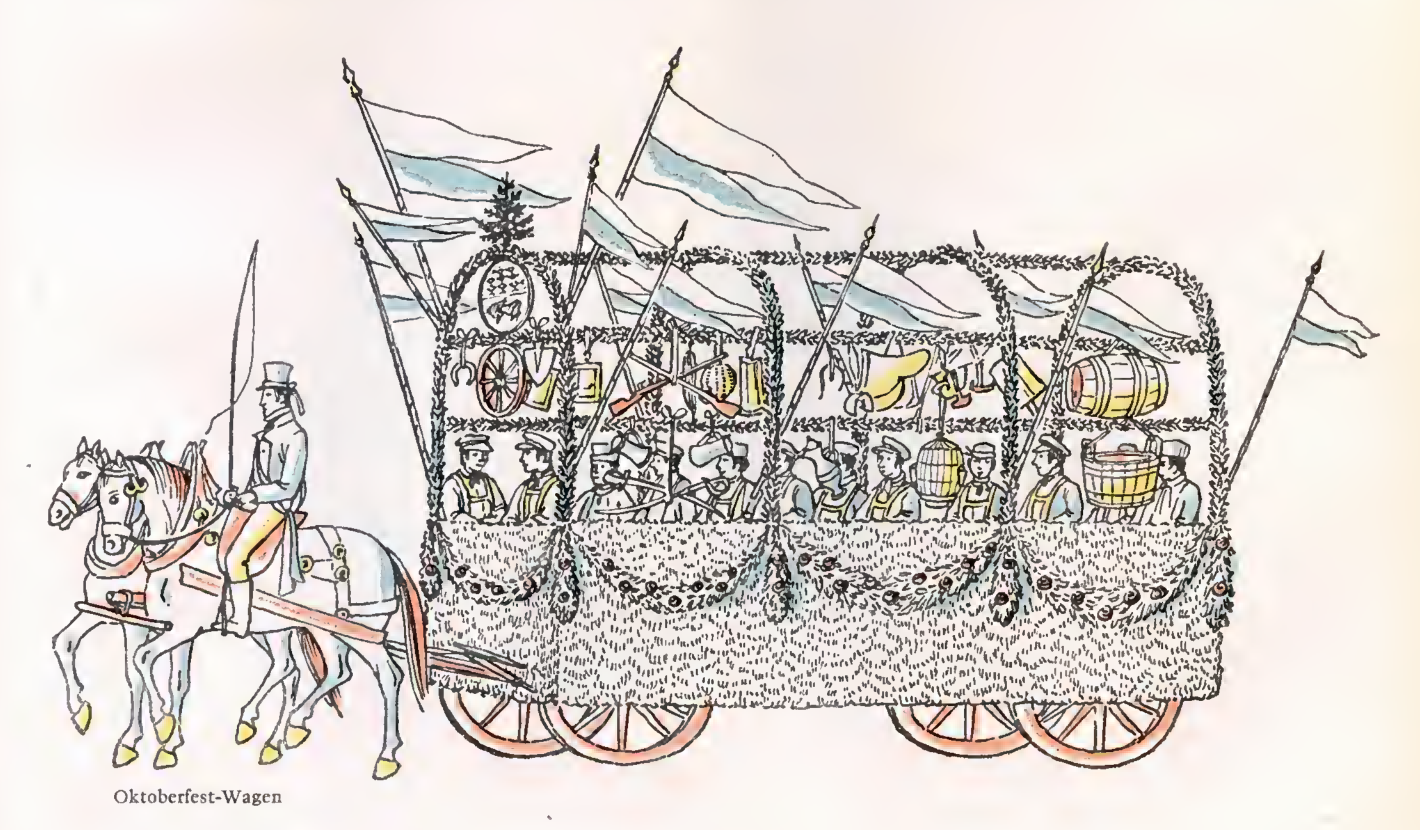
Über die lauen Abende spannen die breitastigen Kastanienbäume der Bierkeller ihr grünes Gewölbe; familienweise sucht die Bürgerschaft Kühlung und Atzung im Freien. Schmetternde Blasmusik untermalt die urewigen Tischgespräche um das grosse und kleine Welttheater mit urväterlichen Weisen. Der Haushaltungsvorstand tunkt seine krummsäbelige Virginia in die rahmige Mass, um den Genuss beim Rauchen noch zu steigern, und der lilienzarte Rettich wird von Spezialisten in Massarbeit – die besten Tänzer sind am ehesten dazu berufen – in hauchdünne Kartenblättchen geschnitten, gesalzen, gebeizt und in corpore unter Lobsprüchen auf seine Milde genossen.

Sonntags bei gutem Wasserstand gischten die Tölzer Flösse die Ickinger Wasser-Rutsche herunter und am eratischen Inselfels des Georgensteins vorbei zur Lände. Während das Gefährt aus schwimmenden Baumstämmen dahingleitet, grüsst das schnörkelige Türmchen

von «Maria Thalkirchen» vom Ufer. Mancher lupft eine kurze Weile seinen Hut, denn drinnen im heiterheiligen Raum der Kirche beten fromme Menschen um den Ablass, wie es Geschlechter vorher taten. Die Isar aber plätschert weiter. Bereits Max Emanuel, der Türkenschreck, liess sein Pulver und Blei auf dem Buckel der Isar von den Oberländlern in die Donau und nach Budapest flössen. Kurz vor dem Vorbeigleiten am Tierpark huschen braunhäutige Gestalten aus dem Gebüsch; es sind beileibe keine Türken, sondern Indianer, Trapper und ihre Squaws, die in vorschriftsmässiger Kriegsbemalung, Tracht und Sitte hier ein romantisches Zelt- und Laubhüttendasein pflegen.

Ehe das Münchener Jahr nochmals einen ganz steilen Anlauf zum Höhepunkt des national-bayerischen Oktoberfests nimmt, schart sich rund um den Backsteinturm der Mariahilfskirche in dem einst so idyllisch verwinkelten Herbergsviertel die Auer Dult. Um Jakobi, und schon einmal voraus im Frühjahr und dann wieder auf Kirchweih, bieten die Standerln ihre dörfliche Jahrmarktsherrlichkeit feil. Da locken massive Steinguttassen mit den ach so blauen Inschriften «Anna, Rosa oder Anastasia» die Kauflust ebenso, wie buntlackierte Gartenzwerge und zerlesene Schmöker es tun. Der billige Jakob reisst unter markanten Sprüchen die Preise auf den Nullpunkt herunter. Wer das Glück hat, handelt auf der Auer Dult ein verrauchtes Ölbild um einen Pappenstiel ein, um hernach am Signum zu entdecken, dass er einen echten Grünewald eingeheimst hat, sozusagen, quasi, wird behauptet. Als Krämertross um den alten Ablass (In-dult) hat sich dieser Jahrmarkt behauptet und im Lauf der Zeit auch eine aus dem Stadtkern flüchtende 600jährige Dult von dort aufgenommen.

Nur wie eine spielerische Kraftprobe zum aufdreherischen Oktoberfest wirkt die vorstädtische Auer Dult. Wenn erst an den Hang der Theresienhöhe, mit ihrem biedermeierlichen Weltwunder der Bavaria, die Wogen der «Wies'n» branden, dann... Ja dann setzen sich die altbayerischen, fränkischen, oberpfälzischen und schwäbischen Landsleute in den Riesenwiesenbuden ganz nah zusammen und machen Feierabend. Die bäuerliche Plackerei des «Auswärts» endet ausserdem alle paar Jahre mit einem Preislied auf den nahrhaften Heimatboden – mit dem Zentrallandwirtschaftsfest. Sich aufbäumende Hengste mit geblähten Nüstern und zuchtschwere Bullen treten auf der Viehschau in den Ring zur nützlichen Schönheitskonkurrenz. Prämiengeschenke blinken und winken den Stallsiegern. Seidene Preisfahnen wacheln, so wie es üblich ist seit den Zeiten der Wittelsbacher Könige. Fruchtstrotzende Bäume und Sträucher haben ihr erlesenes Füllhorn auf 140 000 Quadratmeter Fläche vor den Besuchern ausgeschüttet. 1810 legte die Hochzeit des Kronprinzen Ludwig, des nachmaligen genialen Königs Ludwig I., mit Therese von Sachsen-Hildburghausen den Grundstein zu dieser Landeslustbarkeit, die kaum irgendwo ein Gegenstück besitzt. Die Gilden der «Winzrer» und des «Frundsberger Fähndl» bolzen mit der Armbrust auf den Holzadler hoch droben auf der Stange. In das Gedudel unzählbarer Spielorgeln peitschen Kleinkaliberschüsse der «Privilegierten Feuerschützengesellschaft». Schauervolle Enthauptungen am laufenden Band, ohne dass je einer dabei seinen Kopf verliert, werden in der Traditionsbude des unsterblichen Ausrufer-Originals Papa Schichtl vollzogen. Aus diesem handfesten Überfluss von Augenweide und Ohrenschmaus heraus tritt das



Oktoberfest-Wagen

Trachtenvolk – Isarwinkler Grünfräcke mit dem Stöpselhut, Starnbergersee-Fischer, Hummelbauern aus dem Fränkischen – gegen die seelische und kostümliche Konfektion unserer Epoche an. Zusammen mit den österreichischen, Südtiroler und Schweizer Alpenbrüdern und -schwestern zieht dieses Aufgebot der herben Erde durch das Tosen von Jubel, Musik und Böllern hinaus zur Theresienwiese aufs Oktoberfest. Die Begeisterung des bayerischen Schlags für echtes Volksschauspiel drückt sich immer wieder in kraftvollen Umzügen aus. So hielt man es beim ersten Oktoberfest und in der Folge. Besonders reizvoll plaudern kolorierte Blätter vom feinen Dekor der Wägen aus den Landgerichten des Isarkreises anlässlich des Festzuges von 1835.

Wenig später, wenn die Achterbahnen, Russischen Räder und Mammutzelte dieser fidelen zwei Wochen abgeschraubt werden, wimpelt zur Kirchweih der «Zachäus», das weisse Kreuz im roten Feld, zur Kirchturmluke hinaus. Nach der Messe findet der Tag seinen lukullischen Beigeschmack in der knusprigen Gans, die aus dem Bratrohr bruzzelt, und in den aufgeblähten Krapfen, die im Butterschmalz rudern.

Über die Sonnenuhr des Münchener Jahres huschen die feuchten Nebel des November. Auf dem Gottsacker löscht der Allerheiligen-Wind die funzelnden Grablaternen. Jetzt müssten wir den mystisch verknoteten Allerseelen-Zopf kosten, den die jüngste Vergangenheit noch als Opfergebäck aus der heidnisch-christlichen Dämmerung übernommen hatte. Barbarazweige, noch mit pappigen Knospen, wenig nachher in den Krug am Fenster gesteckt, bergen heimliche Hoffnungen. Die Maronibrater mit ihrem runden Blechöferl postieren sich in zugigen Hauseingängen. Der Niklo mit dem kettenrasselnden Knecht Ruprecht geht wie anderwärts seine legendäre Runde. Auf die Dächer des Christkindlmarktes mit den wartenden Kripperlfiguren und dem Engelshaar für den Tannenbaum taumeln flaumig die ersten weissen Flocken. Das Jahr steigt die letzten Stufen empor.

Fackelschein erhellt die Gesichter der Mannsbilder, wenn sie sich am letzten Adventstag um das Schmied-von-Kochel-Denkmal bei der alten Sendlinger Kirche scharen. Trommelschlegel klagen dumpf ins Dunkel hinein, wie Anno 1705 zur Christnacht, als die Oberlandes-Defension der bayerischen Bauern unter eigenem Verrat und österreichischer Übermacht beim Kampf um München zusammenbrach. In memoriam mortuorum! Die bayerische Hauptstadt neigt die Fahnen, und die Versammelten horchen hinein in die Geschichte, in die verrinnende Zeit.

In der Stille des Heiligen Abends fangen die ehernen Zungen von den Türmen zu reden an. Sie rufen zur Mette.

Zwischen mahnenden Kirchtagen und zupackender Lebenslust haben die zwölf Monate in der 800jährigen Stadt ihr Ende erreicht. Am Neujahrstag blasen die eingemummten Musikanten von der Turmterrasse des «Alten Peter» einen jungen Morgen an, um wiederum die Strahlen für die Sonnenuhr des Münchener Lebens zu wecken.



Auf dem Viktualienmarkt. Nach einem Gemälde von Theodor Weller, 1824.

Zeichnungen nach alten Vorlagen von Susanne Ehmke



München zur Zeit der letzten Wittelsbacher

15 Aufnahmen von Ludwig Kester.

Mit seinen 85 Jahren ist Herr Ludwig Kester wohl der Senior der Münchener Photographen. Schon um die letzte Jahrhundertwende zog er mit seiner 13 × 18-cm-Kamera und den schweren Plattenkassetten los, um bedeutende Ereignisse und charakteristische Straßenszenen aufzunehmen. Dabei ist er in vielem der modernen Reportage-Photographie vorausgeeilt; seine Negative sind nicht nur wertvolle Zeitdokumente, sondern sie vermögen es auch hinsichtlich lebendiger Auffassung und technischer Sauberkeit mit manchem Produkt der neuesten Kamerawunder aufzunehmen. Wir danken Herrn Kester dafür, dass er uns Gelegenheit gab, hier aus seinem reichen Archiv einige charakteristische Aufnahmen aus der «guten alten Zeit» der Königsstadt vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu zeigen.

Prinzregent Luitpold, der seit 1886 für seinen geisteskranken Neffen Ludwig II., dann für dessen Bruder Otto die Geschicke Bayerns lenkte, wurde von den Münchnern zuerst mit Misstrauen aufgenommen, wuchs dann aber immer mehr in die Rolle des populären, jovialen Landesvaters. Hier besucht der 90jährige Herr die Pferdeschau. *Unten:* König Ludwig III., gefolgt vom deutschen Kaiserpaar, bei der 600-Jahr-Feier der Schlacht bei Gauselsdorf, 1913.

Die letzte Fronleichnamsprozession in München, die unter königlicher Beteiligung stattfand: König Ludwig III., der hier hinter dem Baldachin schreitet, war schon ein 67jähriger Herr, als er seinem Vater Luitpold 1912 in der Regentschaft folgte, im Jahr darauf bestieg er selbst den Thron; seine Abdankung von 1918 hat er noch um 3 Jahre überlebt. *Unten:* Der König bei der Parade, zu der auch die Spitzen der patriotischen Vereine erschienen sind.



Alt-Münchener Frauenberufe:
Ungestört durch den gemütlichen Droschkenverkehr, pflegten die Holzlieferanten das Zersägen und Zerhacken noch am Strassenrand vor den Toren der Käufer zu besorgen.



Weichenstellerin der alten Strassenbahn.

Die von der Stadt angestellten Strassenkehrerinnen waren durch ein grünes Hütl mit Messingnummer gekennzeichnet.



Alt-Schwabing:

Die niedrigen alten Häuser, die sich um den Kirchberg drängten, sind niedergerissen worden, um einem Erweiterungsbau der Kirche und dem modernen Verkehr Platz zu machen.

Unten:

Verschwundenes Alt-München in der Vorstadt Au: eine der typischen alten «Herbergen» im Quellgassl, mit überdachter Aufgangsstiege. Der Bewohner besass in der Regel nur sein eigenes Stockwerk, und Dachreparaturen u.ä. wurden gemeinsam bestritten.



Der Münchener Glaspalast, ein Ausstellungsbau aus Eisen und Glas von 1854, teilte mit seinem berühmten Londoner Gegenstück das Schicksal, einem Brand zum Opfer zu fallen: 1931 ging dieses kühne Monument des anbrechenden technischen Zeitalters mitsamt einer überaus wertvollen Ausstellung von Romantikerbildern in Flammen auf.



Ein Denkmal des «Jugendstils»: das photographische Atelier ELVIRA an der Von-der-Tann-Strasse. 1896 wurde in München die Zeitschrift «Jugend» gegründet; sie gab einer ganzen Richtung den Namen, die von der Avantgarde der Jahrhundertwende als Triumph über die historisierenden Stile empfunden wurde. Das gewagte Ornament am Elvira-Haus wurde auf Veranlassung von Hitler entfernt.



Das Münchner Faschingtreiben gipfelte vor dem Ersten Weltkrieg noch nicht in wohlorganisierten Riesenumzügen, sondern im fröhlichen Umherstreifen kleiner Gruppen von Maskierten, unter denen die Pierrots und Pierrettes weit überwogen.

Das königstreue Bürgertum der guten alten Zeit vor dem Masskrug im Biergarten.



Photo Meta Köhler

Die jüngsten Vertreter des Hauses Wittelsbach, das sich auch seit Verkündigung der Republik der familiären Sympathie der Bayern erfreut: Die Prinzen Franz (Erbprinz) und Max, Söhne des Erbprinzen Albrecht von Bayern und Enkel des Kronprinzen Rupprecht.

RUNDGANG DURCH EINE MÜNCHNER BRAUEREI

11 Photos von Fritz Tudiehum

Von den aus der mittelalterlichen Handwerkertradition hervorgegangenen Industrien Münchens erfreut sich sicherlich keine einer derartigen internationalen Popularität wie das Braugewerbe. Es wird heute durch einige wenige berühmte Grossbetriebe vertreten, von denen einer seine Besitzer bis zurück ins Jahr 1397 urkundlich nachweisen kann. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts und besonders seit dem Bau der Eisenbahnen hat freilich das Münchener Bier sein weltweites Ansehen erworben; auch fremde Brauereien begannen nun «nach Münchner Art» zu brauen, und das Pasteurisierungsverfahren ermöglichte es schliesslich, das «echte» Münchner bis in die Tropen zu exportieren. Um 1870/71 hatte der jährliche Ausstoss der Münchener Brauereien bereits gegen 1 Million Hektoliter erreicht, bis 1914 etwa 4 Millionen Hektoliter. Auch im heutigen Grossbetrieb mit seinen modernsten technischen und hygienischen Einrichtungen lebt noch viel von den Bräuchen fort, die sich in den Zeiten der handwerklichen Familienunternehmen herausgebildet hatten.



In der Mälzerei.

Ein Keimkasten wird beladen. Aus der «Weiche», wo die Gerste gereinigt und genetzt wurde, wird das Gemisch Wasser und Gerste in den Keimkasten gepumpt; das Wasser fliesst durch den gelochten Boden weg, die Gerste wird hier eine Woche lang keimen.



«Grünmalz», d.h. Gerste in einem Keimkasten, die soweit gekeimt hat, dass sie zum Darren (Dörren) auf die Malzdarre gesaugt werden kann. Die Mälzer schaufeln das Malz in den Ansaugtrichter.



In der Mälzerei.

Gerstenweiche: Hier wird die trockene Gerste mit Wasser vermengt und dadurch gereinigt und innerlich durchtränkt. Hohle Körner schwimmen obenauf und durch den «Schnabel» des Weichgefässes (im Vordergrund des Bildes) weg.

Unten: Im Sudhaus.

Hopfen wird in die Sudpfanne geschüttet, wo er zwei Stunden lang mit der Bierwürze gekocht wird.

Linke Seite oben:

Im Gärkeller.

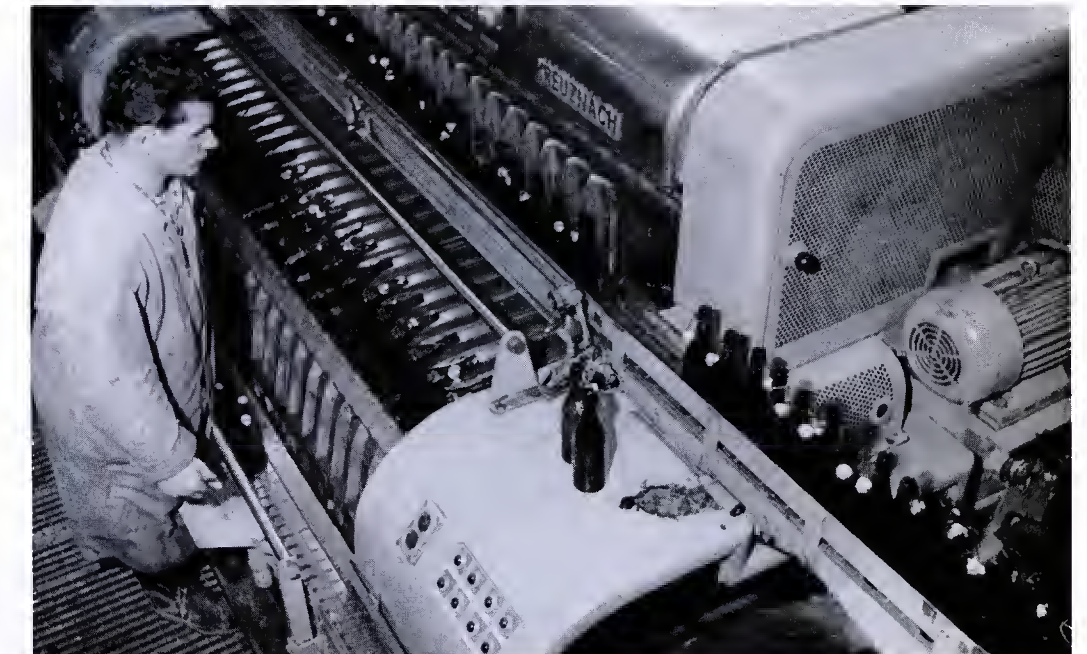
Wenn im Gärkeller die erste stürmische Gärung vorbei ist und die «Kräusen», d. h. die bittere Schaumdecke, zusammenfällt, wird sie mit grossen durchlochten Aluminiumlöffeln abgeschöpft und weggeworfen.



Linke Seite unten:

Im Lagerkeller.

Im Vordergrund ein Verschneidbock, mit welchem – um eine gleichmässige Bierqualität zu erzeugen – immer der Inhalt von vier Lagerfässern zusammen zu den Filtern und in die Fass- und Flaschenfüllerei gepumpt wird.



Rechte Seite oben:

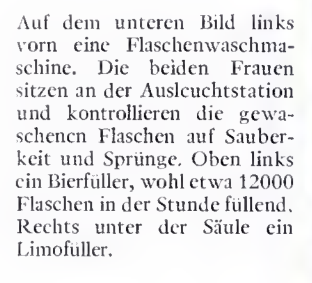
Im «Drucktankkeller».

Nach dem Filtrieren des gelagerten Bieres wartet das Bier in Drucktanks, bis man es in der Füllerei braucht.

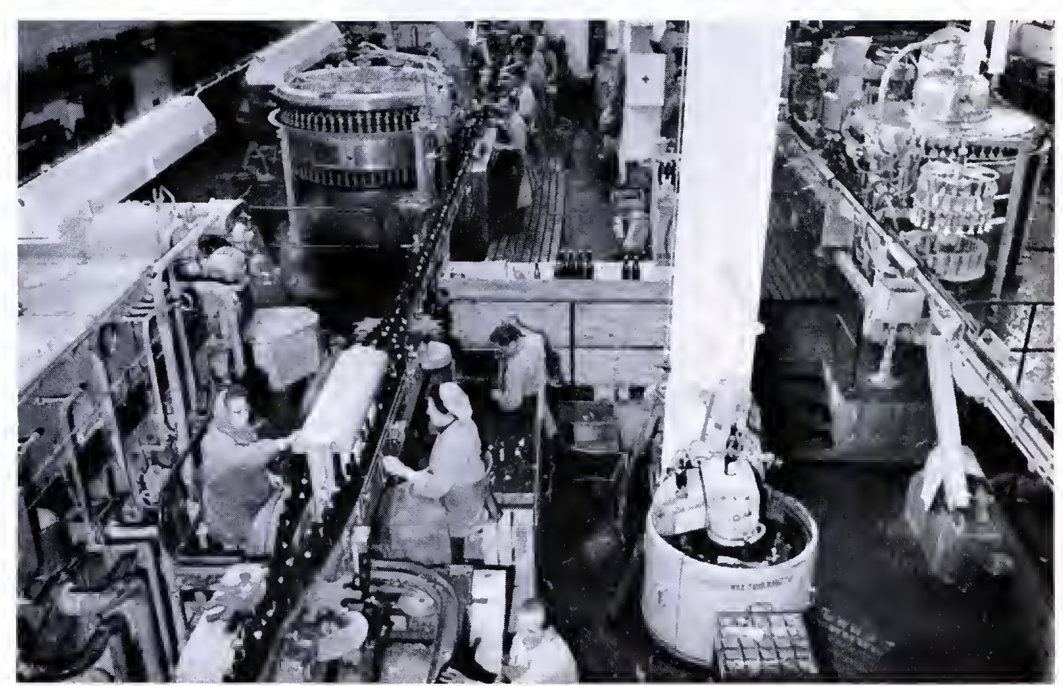
Mitte und unten:

In der Flaschenfüllerei.

Eingabe und Ausgabe einer Flaschenwaschmaschine, Fabrikat Seitz, rund 12000 Flaschen je Stunde reinigend.



Auf dem unteren Bild links vorn eine Flaschenwaschmaschine. Die beiden Frauen sitzen an der Ausleuchtstation und kontrollieren die gewaschenen Flaschen auf Sauberkeit und Sprünge. Oben links ein Bierfüller, wohl etwa 12000 Flaschen in der Stunde füllend. Rechts unter der Säule ein Limofüller.



Urmärzen

Linke Seite:

Fasswaschmaschine; wenn Fässer vom Wirt zurückkommen, werden sie aussen und innen sorgfältig gebürstet und gewaschen und auf Sauberkeit und Dichtheit geprüft, bevor sie wieder gefüllt zur Kundschaft geführt werden.

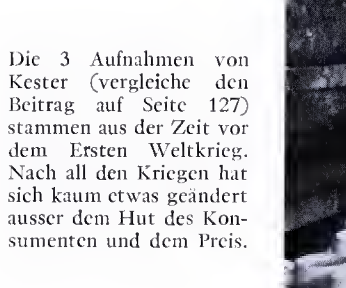
Stapel von leeren Aluminiumfässern im Brauereihof.





AM OKTOBERFEST

feiert das Münchner Bier Rekordumsätze. Hier rükken die Brauereien mit ihren traditionellen prächtigen Gespannen auf, immer wieder neue Fässer werden vom Fuhrwerk zum Anstich gerollt und in die wuchtigen Masskrüge gefüllt.



Die 3 Aufnahmen von Kester (vergleiche den Beitrag auf Seite 127) stammen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Nach all den Kriegen hat sich kaum etwas geändert ausser dem Hut des Konsumenten und dem Preis.



Münchener Künstlerwelt um die Jahrhundertwende: Bei der Einweihung des Künstlerhauses am 31. März 1900 hatten sich die Professoren Harburger, Herter, Leverenz und Buschbeck in erhabene Kostüme gestürzt, während der Goldschmied Heidenich den Narren markierte. *Unten:* Ein Blick in die Welt der Antibürger und Femmes fatales bei Kathi Kobus. (Photos Süddeutscher Verlag und Theater-Museum München)

DIE ENORMEN VON SCHWABING

Erinnerungen aus der Zeit der Jahrhundertwende

Von Roderich Huch

Dr. Roderich Huch beabsichtigte, seine «Erinnerungen an Kreise und Krisen der Jahrhundertwende in München-Schwabing» für einen beschränkten Freundeskreis drucken zu lassen, doch sollten seine Ausführungen zu Lebzeiten von Ludwig Klages nicht in andere Hände gelangen. Der 1944 verstorbene Verfasser stammte aus jener ungemein begabten Braunschweiger Familie, deren beide bekanntesten Vertreter, Ricarda Huch und Friedrich Huch, eine Tante und ein Vetter von Roderich, um die Jahrhundertwende ebenfalls in München lebten und in diesen Blättern eine gewisse Rolle spielen. Die Witwe des Verfassers, Frau Daisy Roderich-Huch, hat uns ein von ihr selbst gesetztes und auf der Handpresse abgezogenes Exemplar dieser Erinnerungen zur Verfügung gestellt, und wir danken ihr für die Erlaubnis, dieses kulturgeschichtlich und menschlich wertvolle Zeugnis aus dem Kreise um Klages und Stefan George im Auszug auch unsern Lesern bekanntmachen zu dürfen. M. H.

Ich stelle mich dem geneigten Leser vor: «Konstantin der Sonnenknabe.» Sie kennen mich nicht? Aber Sie wollen doch zu den «Enormen» gehören und nicht zu den «Belanglosen». Kennen Sie die Werke der Franziska Gräfin Reventlow? Schlagen Sie in ihren Tagebüchern und im Roman «Herrn Dames Aufzeichnungen oder Begebenheiten aus einem merkwürdigen Stadtteil» nach. Da finden Sie mich auf vielen Blättern. Im Roman spiele ich zwar nicht gerade die Hauptrolle, aber ich bin doch beträchtlich beteiligt, da ich fast ernstlich zu Schaden gekommen wäre, wenn ich mich nicht dank meiner Behendigkeit den von meinen Feinden gelegten Schlingen entwunden hätte. Dieser Roman enthält auch den Kern dessen, was ich mich entschlossen habe, auf den folgenden Blättern zu schildern, nämlich den Umbruch unserer Zeit an der Jahrhundertwende, den ich als Mitspieler und nicht nur als Zuschauer in Schwabing erlebt habe.

Wie Friedrich Wolters in seinem Buch «Stefan George und seine Zeit» halte auch ich Stefan George für den Exponenten dieser neuen Zeit, deren unglücklicher Prophet Friedrich Nietzsche geworden war. «Sie hätte singen, nicht reden sollen, diese neue Seele», kündet Stefan George im «Siebenten Ring» und bekennt sich so selbst zu dieser singenden Seele, die in Friedrich Nietzsche der Wahnsinn gebrochen hatte, da sie für die auf sie einstürmenden Hammerschläge des Lebens zu zart gewesen war. Auch um George herum zerbrachen die Seelen – nur die seine blieb leben dank dem masslosen Lebenswillen, der die auseinanderstrebenden Kräfte zu bändigen wusste und ihn selbst zu den Sternen trug.

> «mich hoben die träume und mären
> so hoch, dass die schwere mir wich –
> dir brachten die träume die zähren –
> um andre, um dich und um mich.»

so singt George von sich, den die Träume emporhoben, und von dem anderen, den sie zerbrachen...

Ich kam mit dem «Kreise» zum ersten Male in Berührung, als ich nach Absolvierung des Gymnasiums in Braunschweig im Herbst des Jahres 1899 zum Studium nach München ging und hier alsbald durch meinen Vetter, den nachmals sehr beliebten Schriftsteller Friedrich Huch, mit den Graphologen Ludwig Klages und Hans H. Busse bekannt wurde. Damals wusste ich natürlich nichts davon, dass dieser Tag für mich ein bedeutsamer Wendepunkt in meinem Leben sein würde; ich glaubte nur, die Bekanntschaft mit den Freunden meines Vetters machen zu sollen.

In Wahrheit waren Klages und Busse damals schon rühmlichst genannte Handschriftendeuter; Busse unterhielt auf der Neureutherstrasse in der Nähe des Siegestores ein graphologisches Institut, für welches ausser ihm selbst in erster Linie Klages die Verdienstmöglichkeiten durch Beiträge für die von Busse herausgegebenen graphologischen Monatshefte und Ausarbeitungen von Handschriftendeutungen schuf. Der Eindruck, den die beiden Freunde auf mich machten, war stark. Mir fiel auf, dass die Graphologie für Klages und Busse nicht nur Erwerbszweck war, sondern ihr ganzes Leben sozusagen neu schuf, indem sie durch die Beschäftigung mit ihr zu tiefen Menschenkennern wurden, deren eigentliches Streben die Ergründung der menschlichen Seele wurde. Aber auch hierüber schienen sie hinauszuwachsen, denn bei näherem Umgang erkannte ich, dass sie sich in Wahrheit zu absoluten Richtern über ihre Umwelt aufwarfen und im Grunde ihre Mitmenschen mehr oder weniger verachteten oder doch mindestens verspotteten. Diese Neigung fand bei meinem Vetter Friedrich Huch einen gewaltigen Antrieb durch sein ausgesprochenes Talent, andere Menschen nachzuahmen und ihre Schwächen und komischen Seiten in schlagender Zuspitzung schauspielerisch zu erfassen, so dass wir uns manchmal Vorstellungen von Friedrich geben liessen, bei denen wir in schallendes Gelächter ausbrechen mussten. Damals hörte ich zum ersten Male Klages bewundernd sagen: «Huch, Sie sind enorm!»

So wurde mir zuerst klar, dass es das Leben selbst war, das Klages in den Menschen suchte und in den meisten – vermisste. Glaubte er es aber dann doch einmal entdeckt zu haben, so kannte seine Begeisterung keine Grenzen. Ich merkte dann auch bald, dass er in mir Lebensgluten vermutete, die er als «enorm» ansprach. Damals erfuhr ich auch, nach welchen Gesichtspunkten die Entscheidung darüber fiel, ob solche Lebensgluten «enorm» oder «belanglos» seien, und hörte aus seinem Munde zum ersten Male den Namen «Schuler». Dieser hatte nach Klages Andeutungen entdeckt, dass die Lebensgluten in den alten heidnischen Völkern am tiefsten geleuchtet hätten, aber durch das

Christentum zum grössten Teil und durch die spätere Reformation vollends zum Erlöschen gekommen seien, so dass heute nur noch bei solchen Menschen von Lebensgluten gesprochen werden könne, in denen alte heidnische Gluten als «Blutleuchte», wie Schuler es nannte, wieder auflebten. Nur ganz wenige Menschen seien heute damit begnadet; ausser ihm und Busse natürlich in erster Linie Schuler selbst, dann auch wohl Stefan George, dessen Namen ich hier wohl zum ersten Male hörte, und Wolfskehl, der wertvolle Arbeit für die gemeinsame Sache geleistet habe; schliesslich auch einige Frauen, vor allem Franziska von Reventlow, eine ihrem Elternhaus in Holstein entflohene junge Gräfin, mit phantastischen Lebensgluten heidnischen Ursprungs, der als solcher durch die jüngst erfolgte Geburt eines unehelichen Kindes, von dem sie nicht einmal den Vater kenne, zweifelsfrei erwiesen sei. Ich erfuhr nach und nach durch Klages, dass das Ziel ihrer gegenwärtigen Hoffnungen dahin gehe, Blutleuchten in den heutigen Menschen wieder zu erwecken, wozu vornehmlich Frauen sich eigneten, weil diese leichter aus dem Dunstkreis der überkommenen Spiessermoral zu lösen seien als Männer, deren Trachten naturgemäss dahin ziele, ihre hergebrachten aber ganz lebensfeindlichen Vorrechte zu erhalten und dazu vor allem die Fesseln der Ehe zu benutzen.

Wenn ich wirklich aufschlussreiche Ergebnisse über diese Dinge einsehen wolle, so müsse ich Bachofens «Mutterrecht» studieren. Darin wären die heidnischen Ursprünge der von ihm geschilderten Lebensgluten im Mutterrecht so klar aufgedeckt, dass man heute fast in jedem Falle entscheiden könne, ob ein Mensch wertvolle Substanzen in sich trüge oder nicht. Danach seien in erster Linie Träger solcher Substanzen die alten Germanen, dann die Griechen und Römer und vor allem deren Vorfahren auf griechischem und italienischem Boden, keinesfalls aber die Juden, da diese als Anbeter des Gottes Jehova Bekenner des Vaterrechtes seien und der Verdammnis anheim fielen, soweit sie sich nicht von ihrem starren Gott lösen und zu den Rauschgluten der mütterlichen Erde bekannten; denn nur die des dionysischen Rausches fähigen Menschen trügen das wahre Leben in sich, die, welche sich nur vom bewussten Verstande leiten liessen und nicht fähig seien, «ausser sich» zu geraten und die Bewusstseinsschwelle zu verlassen, seien minderwertig und gänzlich belanglos. Da somit das unbewusste Leben hochzuhalten sei und das bewusste Leben nichts gelte, so seien es die passiven Menschen, die als Träger der Blutleuchte allein in Betracht kämen, denn das Unterbewusstsein sei ein passiver Zustand, und männchenhafte, auf ihre Forschheit stolze Spiesser schieden von vornherein aus.

Klages belehrte mich, dass die Passivität, die in enormen Menschen walte, eine schicksalsmässige Passivität sei, neben der persönlichen Aktivität wohl bestehen könne, wenn sie nur nicht die passive Seele verdränge. Hingegen müsse das geschaffene Werk ganz aus einer passiven Seele kommen; denn der Schaffende gebäre sein Werk in unbewusstem Zwang, wie das Weib ihr Kind, und Nietzsche, der grosse Verkünder der kosmischen Seele, habe sich demnach einer gewaltigen Verirrung schuldig gemacht: sein berühmter «Wille zur Macht» sei ein krasser Rückfall in die Mächte der Finsternis und müsse durchaus abgelehnt werden. So sei natürlich Napoleon eine ungemein tatkräftige Persönlichkeit gewesen, aber auch von Anfang an unbewusst von seinem Stern geleitet, habe also gezeigt, dass er sich erd- und schicksalsverbunden fühle und unter allen Umständen seinem Schicksal folgen wolle. Dasselbe gelte ohne Zweifel für Alexander und den grossen Friedrich, wenn die seelische Hingabe an das Schicksal sich auch nicht immer so unverhüllt zeige wie bei Napoleon. Zweifeln müsse man bei reinen Verstandesmenschen, wie Kant, dessen grandioser Verstand keine anderen Werte aufkommen lasse; Luther stehe sicher auf der lebensfeindlichen Seite, da er alles, was in der christlichen Kirche noch an heidnischen Resten übriggeblieben wäre, wie den Mutter-Maria-Kult, der heidnischen Ursprungs sei, gewaltsam aus der protestantischen Kirche verbannt und durch die Spaltung der christlichen Kirche erst den unseligen Zwiespalt in das deutsche Volk getragen habe. Schuler spreche daher auch Luther seiner lebensfeindlichen Substanz wegen als Juden an. Bismarck verdamme er, weil er den deutschen Süden bewusst vom Norden getrennt habe, um preussische Machtgelüste zu befriedigen, und nenne ihn die «Verbrecherdogge von Friedrichsruh». «Und die richtigen Juden, Wolfskehl, Gundolf, Heinrich Heine?» fragte ich wissensdurstig. Mit Wolfskehl sei das eine eigene Sache, erwiderte Klages. «Wolfskehl ist glühender Orientale und steht wohl darum nicht ganz abseits. Aber ich sehe da noch nicht endgültig klar», setzte Klages schnell hinzu. Über Gundolf und Heinrich Heine sei es schwierig, Endgültiges zu sagen, denn man dürfe nicht verkennen, dass besonders Heinrich Heine in seinen Liedern Töne angeschlagen habe, die in tiefsten Gluten leuchteten. Man müsse da vorsichtig sein.

Klages war in der Begeisterung, wie im Hass, masslos, aber diese Masslosigkeit machte sein Verhalten bei solchen Gelegenheiten für mich verständlich und damit auch wohl verzeihlich. Das Gift des Zweifelns an dem anderen lag aber von Anfang an in meiner Freundschaft mit Klages begründet. Ich wartete immer auf den Augenblick, in dem seine mir übertrieben und fast unheimlich dünkende Begeisterung für mich in das Gegenteil umschlagen würde, und Klages sah eigentlich immer mit Sorgen dem Augenblick entgegen, in dem seine Geschöpfe sich als molochitisch entpuppen würden. Mir gab den ersten Stoss ein ganz zufälliges Ereignis: Klages trug, als ich ihn kennenlernte, einen sogenannten blonden Christusbart, der seinen Mund fast ganz verdeckte und ihm etwas ungemein Sanftes verlieh. Eines Tages trat er mir plötzlich und unerwartet mit abrasiertem Bart entgegen und zeigte, wie mir schien, um seine Lippen ein beinahe höhnisches Lächeln. Ich empfand eine heftige Bestürzung, die ich

fortan nie mehr vergessen konnte; alles Sanfte war von ihm abgefallen und der frühere Klages in eine Art Mephistopheles verwandelt.

Die scheinbare Verwandtschaft der Klages-Schulerschen Auffassung der Blutleuchte mit der späteren Rasseauffassung deckt in Wahrheit die Gegensätze auf. Es wäre später nicht mehr möglich gewesen, Luther für einen Juden zu erklären, aber ebensowenig denkbar, Heine zu einem deutschen Dichter zurückzuwandeln. Die Kosmiker Schuler und Klages konnten beides, denn sie suchten nicht die Rasse, sondern die Seele, also die leuchtende Seelensubstanz, wie sie solche in der ersten Zeit in Wolfskehl und anderen lebendig sahen, trotzdem sie reinrassige Juden waren, und verdammten erst dann Wolfskehl, als er eine zionistische Blutleuchte zu entdecken meinte und damit nach ihrer Ansicht die kosmische Seele verriet, da solche Juden als Anhänger des Vaterrechts keiner kosmischen Seele fähig sein könnten. So lange sie aber in Wolfskehl den rauscherfüllten Kämpfer für das Mutterrecht sahen, den dionysischen Zeus, wie er in Schwabing um seines mächtig wallenden Bartes und seiner glutvollen Augen willen genannt wurde, galt er ihnen auch als kosmisch und würdig, an ihren Erkenntnissen teilzuhaben. Er war auch, so viel ich weiss, nicht der einzige Jude, den sie dessen würdigten, wogegen es eine ganze Reihe «Juden» gab, die eigentlich keine waren: neben Karl dem Grossen, Luther, Bismarck, fast alle Norddeutschen, soweit sie sich gegen heidnisches Deutschtum auflehnten, besonders alles spezifisch Preussische, denn dieses wurde durchaus nicht etwa dem Nordischen gleichgeachtet, eher in Gegensatz dazu gesetzt. Die deutsche Seele wurde als Teil der grossen nordischen Seele überhaupt östlich der Elbe gänzlich geleugnet und im deutschen Norden nur den Niedersachsen zuerkannt, weshalb ja auch in der jüngsten Zeit Karl der Grosse vorübergehend seines rühmenden Beinamens entkleidet und «Karl der Franke» genannt wurde, mit der Begründung, dass er die heidnischen Niedersachsen habe abschlachten lassen. Deswegen verdammten ihn auch Schuler und Klages und hielten ihn für einen besonders hassenswerten Vertreter des lebensfeindlichen Molochs.

George hielt sich diesem Treiben fern, und leise machten sich schon zu jener Zeit die Gegensätze bemerkbar, wenn sie auch zunächst nur zur gegenseitigen Anregung dienten. In dieser Zeit war gegenüber Klages George der Werbende und Klages der von ihm Gerufene, während wenige Jahre später der Abtrünnige für ihn der «Gaugler» geworden ist, der ihm die «bösen Albe» sendet.

Um die damalige Zeit hörte ich aber noch oft Klages an seiner Lesestaffelei aus manchen der ihm von George gewidmeten Werke in leidenschaftlicher Begeisterung Verse vortragen, und nie sprach er anders als in Worten höchster Bewunderung von dem tiefen Gehalt der Verse im Gegensatz zu den in Prosa gehaltenen Lehrsätzen, die ihn dünn dünkten – wie ich meine, mit Recht.

Um diese Zeit las Friedrich Huch uns Freunden, Klages, Busse und mir, sein Erstlingswerk «Peter Michel» in fortschreitendem Werden Abend für Abend vor. Vielleicht liebe ich darum bis auf den heutigen Tag dieses Buch von ihm besonders; es scheint mir vor allen anderen seiner Bücher Seele und innigste Naturverbundenheit zu atmen. Der Held dieses Romans war ein Friedrich und mir durch seine grenzenlose Gutmütigkeit sehr ans Herz gewachsener, ehemaliger Braunschweiger Lehrer namens Fritze Krökel, der uns in den Mittelklassen in Mathematik unterrichtet hatte, die der ältere Friedrich Huch acht Jahre vor mir besucht hatte. Wir hatten ihm seine Gutmütigkeit damit gedankt, dass wir ihn zwar innig liebten, aber auch bis aufs Blut quälten, was er höchstens mit einigen unglücklichen und mitleidheischenden Worten zu ahnden vermochte. Diesem Lehrer wollte Friedrich Huch nun in einem Buche ein Denkmal setzen und hatte sich vorgenommen, sein Leben, wie wir es uns ausgemalt hatten, zu schildern, einen von gross und klein geliebten, aber auch gequälten, armen Lehrer; doch unversehens wurde aus dem Lehrer während der Schilderung er selbst, Friedrich, wenigstens in seinem tiefsten, unbewussten Wesen, und nur die äussere Schale eines ehrsamen Dorfschulmeisters blieb schliesslich noch übrig, die an unseren vielgeliebten Krökel erinnerte. Den Namen «Peter Michel» erfand Klages, weil er den Namen «Fritze Krökel» als Buchtitel für untunlich hielt. An einer Stelle des Buches ist der Name Fritz anstatt Peter versehentlich stehen geblieben, er müsste also nicht etwa mit «Huch», sondern mit «Krökel» ergänzt werden. Die Stunden dieser Vorlesungen gehören zu meinen schönsten Erinnerungen an jene Schwabinger Zeit, und ebenfalls Klages und Busse sahen diesen Abenden, an welchen uns Friedrich Huch ein neues Kapitel aus seinem «Krökel» vorlas, immer mit freudiger Spannung entgegen. Friedrich liess sich zu jener Zeit von mir manchmal versprechen, seinen «Krökel» zu vollenden, wenn er einmal unvermutet sterben sollte, denn nur ich wisse ja, was er mit seinem «Krökel» sagen wolle. Das war aber nicht ernst gemeint, denn Friedrich dachte um diese Zeit noch nicht ans Sterben, sondern war im Gegenteil überzeugt davon, dass er, wie viele aus unserm Geschlecht, einmal uralt werden würde, wie er auch später in «Pitt und Fox» den Pitt mit diesem Glaubensbekenntnis schliessen lässt. Ich glaube, dass Friedrich, der das Antlitz einer klugen und etwas boshaften Matrone trug, innerlich nie wirklich jung war, sondern anlagegemäss schon uralt auf die Welt kam und daher nicht mehr ein ganzes, langes Menschenleben vor sich haben konnte.

Die Mischung von Kraft und Seelenmüdigkeit war wohl der merkwürdigste, wenn auch für die meisten verborgene Wesenszug in Friedrichs Persönlichkeit. Auf den ersten Blick glaubte man in ihm einen blonden, sportgestählten Mann mit blauen, strahlenden Seemannsaugen vor sich zu sehen, wie ihn Thomas Mann in der Gedächtnisrede am Grabe wieder erstehen liess. Man kannte ihn auch als den sarkastischen, leicht über-

heblichen Spötter mit der scharfen Zunge, die so viele seiner Umgebung fürchteten. Eigentlich sehnte er sich ständig nach einer grossen Leidenschaft, ohne sie zu finden, ja ohne ihrer wirklich fähig zu sein, und glaubte er einmal in einer Liebe einen festen Halt gefunden zu haben, so musste er bald erkennen, dass sie ihn nicht so auszufüllen vermochte, wie er eigentlich gehofft hatte. Es war anders als bei Klages, der seine Geschöpfe immer wieder zertrümmerte, nachdem er sie geschaffen und für gut befunden hatte; während Klages stets den anderen verurteilte, den er eben erst geschaffen hatte, zweifelte Friedrich immer an sich selbst und gab seiner Unfähigkeit, solche Liebe festzuhalten, unbedenklich schuld, ohne dem anderen etwas nachzutragen. In «Pitt und Fox» ist Friedrich wohl mit der Schilderung des Pitt seiner eigenen Persönlichkeit am nächsten gekommen.

Friedrich Huchs Lieblingsgestalten, wie «Mao», «Enzio», ebenfalls Felicitas in «Geschwister», gehen alle vor ihrer Reife zugrunde und werden aus einer gewissen Angst vor dem Altern, das ihnen Verderben zu drohen schien, in den Tod getrieben, was besonders klar im «Enzio» zutage tritt, der den Tod in den Wellen des heimatlichen Flusses sucht und den Ekel vor dem schal gewordenen Leben offen ausspricht. Altern und Veröden werden mithin von Friedrich Huch gleichgesetzt. Wir haben damals auch alle nur an das Blühen gedacht und nicht an das Reifen, das uns nicht zu berühren schien. Unsere Seelen wollten in die Unendlichkeit verströmen, und dazu müssten wir blühen und – sterben, wie Friedrich Huch selber und vor allem wie Franziska Reventlow, die blühwilligste von uns, die so früh starb, weil ihre allzu heftige Blühwilligkeit sie am Reifen verhinderte. Ja, es war wohl so, dass wir alle blühen sollten, aber nicht reifen, und dass das Reifen als Vernichtung der Seele für lebensfeindlich galt. Das ging bei mir soweit, dass Klages, als er mich zum «Sonnenknaben» schuf, als selbstverständlich voraussetzte, dass ich früh sterben müsse – denn als alter Mann sei ich keinesfalls vorstellbar!

Der «Peter Michel» blieb das einzige Werk, welches uns Friedrich Huch in jener Zeit vorgelesen hat. Seine anderen Bücher schrieb er schon als Berufsschriftsteller, nachdem der «Peter Michel» ihn schnell dem grossen Publikum bekanntgemacht hatte. Nur seine lustigen Parodierungen anderer Menschen behielt er als seltene Leckerbissen für uns bei. Um diese Zeit war ein gemeinsamer Vetter von uns mit dem Kreis in Berührung gekommen, ein gewaltig von sich eingenommener, in seiner Aufgeblasenheit ungeheuer komisch wirkender Mensch, in Friedrich Huchs Alter, den dieser besonders gern nachahmte und später in seinem «Pitt und Fox» als «Fox» verewigt hat. «Fox», wie ich ihn der Einfachheit halber nennen will, hatte noch einen älteren Bruder, der im Gegensatz zu ihm still und zurückhaltend war und mehr die Friedrich selbst eigene passive Einstellung zum Leben besass. Dieser letztere wurde später zum «Pitt» in «Pitt und Fox». Aber ebenso wie in seinem «Peter Michel» der Krökel, so wurde in «Pitt und Fox» unversehens «Pitt» zum Selbstbildnis Friedrichs, dessen Persönlichkeit mit dem von ihm geschilderten «Pitt» allmählich zusammenfloss.

Unser Vetter Fox leistete sich die erstaunlichsten Streiche. So besass er in der Familie eine Ahne des Namens Schwerin, die mit dem Grafen Schwerin nicht das mindeste zu tun hatte. Fox aber benutzte diese zufällige Ähnlichkeit des Namens dazu, Bekannten zu erzählen, die Gräfin Schwerin sei eine alte Patentante von ihm, die ihn auf ihrem Sterbebette verpflichtet habe, das Schwerinsche Wappen hochzuhalten. Tatsächlich trug er an allen möglichen Stellen, in der Krawatte, im Rockkragen und auf Taschentüchern ein auffallendes Wappen, dessen Herkunft unergründlich blieb, das aber augenscheinlich das Schwerinsche Wappen vorstellen sollte... Als ihn einst jemand fragte, woher er denn sein schönes goldenes Zigarettenetui habe, erwiderte er mit bedeutendem Augenaufschlag: «Vom Kaiser von China» und erzählte eine lange Geschichte, wie er bei diesem zu Gast gewesen sei und zum Dank für seine guten Ratschläge das goldene Zigarettenetui erhalten habe. Geld hatte Fox nie bei sich und entlieh von allen möglichen Bekannten kleinere und grössere Summen, so lange er bei diesen seinen Nimbus aufrecht erhalten konnte. Später, als sie ihn erkannt hatten, was manchmal länger dauerte, zuweilen aber sehr rasch ging, lieh ihm niemand mehr etwas. Einen Vetter der Gräfin Franziska zu Reventlow, den Baron Brockdorff, der übrigens ebensowenig Geld besass wie sie selbst, pumpte er in meiner Gegenwart mit den Worten an: «Brockdorff, können Sie mir nicht mal hunderttausend Mark leihen? Bin eben in momentaner Verlegenheit, in zwei Tagen können Sie den Zimt wieder haben.» Brockdorff griff in die Westentasche, bedauerte, «zufällig gerade nicht soviel bei sich zu haben», und Fox deutete mit einer grossen Geste an, dass er die Angelegenheit als eine Bagatelle betrachte und auf das Geld keinen Wert lege. Fox war nun durch Friedrich auch mit Klages und Busse bekannt geworden und hatte diesen beiden eingeredet, er könne ihnen grosse Dienste als Mitarbeiter bei den «Graphologischen Monatsheften» leisten. Er hatte immer einen Haufen Manuskripte bei sich und las gelegentlich daraus vor. Der war begeistert und spannte Fox sogleich in die Organisation der «Graphologischen Monatshefte» ein. Fox lieferte auch mehrfach grössere Aufsätze, die durch ihren merkwürdig altertümlichen Stil freilich etwas auffielen, aber durch ihren geistvollen Gehalt Klages und Busse höchst befriedigten, so dass Fox eine bedeutende Bereicherung ihres graphologischen Instituts zu werden versprach. Natürlich war Fox in dieser Zeit ein gern gesehener Gast in unserem «Kreise» und erschien auch fast täglich, wenn er nicht gerade «durch wichtige Konferenzen» oder «lästige Einladungen» bei einer gräflichen oder fürstlichen Familie oder einem bekannten Politiker zu Gast war.

Über meine zwiespältige Einstellung gegenüber Klages sprach ich mich schliesslich mit meinem Vetter Friedrich Huch aus, zu dem ich ein brüderliches Ver-

hältnis hatte. Er litt wie ich selbst an einem Übermass von Träumen und erzählte mir damals, er habe in einer der letzten Nächte geträumt, dass er zu Bett liege und Diebe an seine Kammer klopften, die ihn berauben wollten. Er habe immer nur das gleichmässige Klopfen an seiner Tür vernommen und gedacht: nun ist es also doch so weit und das eingetreten, was ich schon immer gefürchtet habe! Dann sei zu dem Klopfen ein lautes Rufen gekommen, er habe aber nur die Worte verstanden: «Und da starrten sie und da starrten sie...», und auf einmal habe er gewusst, dass es gar keine Diebe seien, sondern Klages, der mit eintöniger Stimme und seinem scharfen «S» deklamierend an seiner Türe stehe, und das sei ihm noch viel unheimlicher vorgekommen als vorher das Klopfen der Diebe; er habe gewusst, dass Klages etwas Furchtbares von ihm wolle, das er nicht erfüllen könne, und so sei er unter schrecklichem Albdruck, am ganzen Körper nass vor Schweiss, erwacht. Er verehre und liebe Klages gewiss sehr, aber er fühle doch auch die eisige Kälte, die von ihm ausgehe, und er könne sich dabei eines leichten Schauders nicht ganz erwehren. Welch warmes Empfinden strahle demgegenüber von Wolfskehl aus, dem man auch sogleich nahekomme, wenn man mit ihm spräche, während man bei Klages mehr in sprachloser Bewunderung erstarre.

Um diese Zeit lernte ich durch Klages den Mann kennen, der die heimliche Seele des kosmischen Kreises war, Alfred Schuler. Klages, Busse, Friedrich und ich hatten uns zu einem Ausflug ins Isartal verabredet, wie wir es oft im Sommer taten, und Klages wollte im Anschluss hieran uns zu einem abendlichen Spaziergang auf die Münchner Dult mitnehmen, den er schon vorher mit Schuler verabredet hatte, wobei wir diesen kennenlernen sollten. Die Dult war ein uralter Münchner Jahrmarkt, der in dem ältesten Stadtteil Münchens aufgebaut war und von Schuler regelmässig besucht wurde, weil er hoffte, dort, wo das bodenständige bayerische Volk sich tummelte und wo altrömische Kolonisation geherrscht hatte, Reste dieser römischen Kultur sammeln zu können. Friedrich hatte noch einen Freund mitgebracht, einen derben, urwüchsigen bayrischen Arbeiter, dem er die Herrlichkeiten der Dult zeigen wollte. Als wir am Eingang der Festwiese Schulers ansichtig wurden, der in seiner gedrungenen Gestalt mit dem schwarzen, togaähnlichen Mantel um die Schulter und der runden, barettartigen Mütze auf dem Kopf, auf den einfachen Burschen einen erschütternden Eindruck machen musste, stiess dieser Friedrich in die Seite und fragte leise: «Herr Huch, ist dess a Kloiven?», worauf Friedrich, da gerade Klages in der Nähe war, nur mit einem kurzen Auflachen zu antworten wagte. Der Abend war dann aber sehr genussreich. Schuler machte uns auf alles aufmerksam, was ihm lebendige, römische Wirklichkeit war: Steinerne, verfallene Ziehbrunnen, alte Tore und vergessene kupferne Gerätschaften, worüber er mit glühenden Worten zu sprechen wusste. Freilich beharrte unser Arbeiterfreund auf seiner Meinung, einen «Kloiven» vor sich zu haben, was man seinem Gesicht, das kaum das Lachen verbeissen konnte, deutlich ansah.

Ich dagegen war schon so verwachsen mit Klages' Anschauungen, dass ich natürlich gar nicht auf den Gedanken kam, es könnten überhaupt noch andere Dinge von irgendwelcher Bedeutung neben diesen vorhanden sein... Freilich, dass Luthers Seele jüdisch war, musste ich schliesslich wohl zugeben, hatte mir doch Klages unwiderleglich bewiesen, dass diese alles Geheimnisvolle, was noch in der christlichen Kirche als Reste heidnischer Kultur vorhanden gewesen war und eine mystische Versenkung der Seele während des Gottesdienstes möglich gemacht hatte, entfernen liess, die Musik nüchtern, die Wände kahl gemacht und so im Protestantismus eine Religion geschaffen hatte, die lediglich einem toten Verstandeskult huldigte. Wäre Luther auf den Scheiterhaufen gekommen, meinte Klages, so hätte dem deutschen Volk viel Unglück erspart werden können. Das musste ich einsehen, auch wenn ich mir dadurch den Unwillen meiner Tante Ricarda Huch zuzog, die eine glühende Verehrerin Martin Luthers und des Protestantismus überhaupt war und Schulers Behauptungen als doktrinäre Weisheiten ansprach, die der Wirklichkeit nicht standhalten könnten. Bei dieser Gelegenheit fragte ich auch Klages, wie es mit der Seelensubstanz meiner Tante Ricarda stände; hoffentlich erkenne er sie als kosmisch an, denn nach meiner Überzeugung seien Ricardas Verse, vor allem aber ihr «Ursleu», unbedingt enorm. Aber da beruhigte mich Klages: Ja, Ricarda sei «enorm», freilich mit einer Einschränkung: Sie sei es gewesen, heute sei ihre Seelenfarbe nicht mehr glühend, sondern nur ein blasses Lila, was aus ihren wohl verständigen, aber doch glutlosen Lebensäusserungen zwingend hervorgehe: «Ricarda hat gelebt», so drückte er sich, wie mir schien, etwas ehrfurchtslos aus, aber da er mir versicherte, es käme nur darauf an, dass der Glutstrahl sie überhaupt einmal getroffen habe, nicht aber darauf, ob er heute erloschen sei, so glaubte ich nicht nötig zu haben, Gekränktheit zu zeigen, denn ich liebte Ricarda seit meiner frühesten Kindheit und hätte selbst von Klages ein absprechendes Urteil nicht ohne Widerspruch hingenommen. Dass Ricarda Klages blass erschien, lag nach meiner Überzeugung daran, dass sie im Verkehr meist still war und lieber zuhörte, als sich selbst hören liess; ja, sie konnte zuweilen einen ganz zerstreuten und abwesenden Eindruck machen und ging auf der Strasse selbst an ihren nächsten Bekannten fast immer vorüber, ohne sie zu erkennen, was besonders ihren eigenen Mann, den in München sehr schnell beliebt gewordenen italienischen Arzt Dr. Ermanno Ceconi zu den boshaftesten Bemerkungen hinriss: «Ostia», pflegte er italienisch zu fluchen, «die Ricarda ist dumm auf der Strasse, du kannst sie anschreien, so laut du willst, geht sie doch an dir vorüber und starrt in die Luft, ostia, ist sie eben eine Huch!» Aber in Wirklichkeit verehrte er sie grenzenlos und konnte es durchaus nicht vertragen, wenn man es an der nach seiner Meinung nötigen Achtung auch nur

im geringsten fehlen liess. Als Wolfskehl damals die Bekanntschaft zwischen George und Ricarda vermitteln wollte und es ihm endlich gelungen war, den sonst ganz unzugänglichen George zur Zustimmung zu bewegen, führte er an einem seiner Jours, auf dem die Bekanntmachung vor sich gehen sollte, Ricarda vor Georges Sessel und sagte: «Meister, darf ich Ihnen Frau Ricarda Huch vorstellen?» Da stürmte Manno aus seiner Ecke hervor, tobte und schrie, wie e's nur ein Italiener fertigbringen kann, den völlig fassungslosen Wolfskehl an: «Wolfskehl, wie können Sie sich unterstehen, meine Frau, eine vornehme Dame, einem Herrn vorzustellen, wissen Sie nicht, was sich gehört? Komm Ricarda, wir werden dieses Haus verlassen!» Damit zog er Ricarda, die diesem Auftritt gar keine besondere Bedeutung beigelegt hatte, mit sich fort, brach so den bisher sehr freundschaftlichen Verkehr zwischen Wolfskehl und Ricarda für einige Zeit ab, bis der darüber untröstliche Wolfskehl eine dem zornigen Italiener genügende Entschuldigung vorgebracht hatte und die Bekanntschaft zwischen George und Ricarda auf eine günstigere Gelegenheit verschoben werden konnte.

Ricardas Urteil, dass Klages und Schuler zuviel Theorie trieben, ging mir aber nahe, und da zur selben Zeit jener Schulfreund von mir, der Schüler Oswald Spenglers, gerade eine kleine Kampfschrift Klages ins Haus schickte und ihn mit dem Namen «Theoderich Theorie» verspottete, so kamen von ganz verschiedenen Seiten mir gleichlautende Urteile über Klages zu, und ich fing zum ersten Male an, mit der Möglichkeit zu rechnen, dass zum mindesten einige der von Klages verkündeten Lehren als Theorie anzusehen und damit auch zu erschüttern seien. Dazu kam, dass, je näher ich Schuler kennenlernte, desto ernstere Zweifel mir an der unbedingten Richtigkeit auch seiner Thesen kamen, so wie sie Klages hinnahm und wie er dies auch von mir verlangte. So verkündete er einst im intimeren Kreise bei Wolfskehls in leidenschaftlichen Worten die Absicht, den geisteskranken Nietzsche aufzusuchen und durch Vorführung altgriechischer, korybantischer Tänze aus seiner geistigen Umnachtung zu lösen. Von Wolfskehl und Klages wurde dieser Plan gutgeheissen, warum er dennoch unterblieb, weiss ich heute nicht mehr, doch nehme ich an, dass ihn vielleicht Frau Elisabeth Förster-Nietzsche verhindert hat, die sich kaum eine günstige Wirkung für ihren kranken Bruder von der Vorführung solcher Tänze versprochen haben wird.

Als wir wieder einmal bei Wolfskehls zum Jour zusammentrafen, sah ich Schuler mit glänzenden Augen auf das Muster der Wolfskehlschen Kaffeekanne starren, bis er schliesslich mit dem Finger auf eine Figur im Porzellan wies und nur das eine Wort hervorstiess: «Swastika.» Ihm verschlug es die Stimme, dass eine Figur in einem modernen Teeservice das Zeichen der von ihm so heissgeliebten Swastika – des heidnischen Hakenkreuzes – tragen sollte.

Während Wolfskehl selbst bei seinen Jours von allen Anwesenden den lebhaftesten Geist und sprühendsten Witz zeigte, brachte seine Frau, die anziehende, aber etwas törichte blonde Hanna – sie war übrigens arisch, während er Volljude war – ihren Mann durch einfältige Fragen und Einwürfe immer wieder in Verlegenheit. Schuler verstand sie dann meist überhaupt nicht, offenbar weil es im alten Rom Frauen, die in der Gesellschaft mitredeten, gar nicht gab. Als er einst den Anwesenden wieder einmal seine uns bekannte These auseinandersetzte, dass Luther ein Jude sei, erklärte Hanna zum Schrecken ihres Gemahls, sie habe ja noch gar nicht gewusst, dass Luther ein Jude sei, worauf Schuler mit steinernem Gesicht antwortete: «Oh gewiss, es ist sicher noch mancher ein Jude, der es heute noch nicht einmal weiss!»

Wir waren um diese Zeit wieder einmal in ziemlich grosser Anzahl bei Wolfskehl zu Gast – die Gräfin Fanny Reventlow, ihr Freund Alfred Hentschel (der «Panther» in dem Roman der Reventlow, der mich später auf der kosmischen Wiese überfiel), ferner Putti, die junge Freundin von Klages, die «Bix», Busses Freundin, die Schriftsteller Oskar A. H. Schmitz, Dr. Paul Stern und Franz Dülberg, Helene Klages, Gundolf und ich. George war, als wir ankamen, in dem sogenannten dritten Zimmer, das für ihn allein reserviert war, während die anderen Gäste in den ersten beiden Zimmern untergebracht waren. Ich nehme an, dass Wolfskehl oder Klages George irgendwann erzählt hatten, dass sie mit mir beim Schwimmen gewesen seien und beobachtet hätten, dass ich einen ebenmässigen, schönen Körper hätte; genug, plötzlich tat sich die Tür auf, George platzte in die sofort einfallende Stille hinein, trat auf mich zu und herrschte mich an: «Ziehen Sie sich aus!» Ich bekam einen tödlichen Schrecken, sah die anderen teilweise schadenfroh grinsen und entgegnete leise und schüchtern: «Nein!» Hierauf drehte sich George wortlos um und verschwand. Wolfskehl dagegen umfasste liebevoll meine Schulter und sagte immer wieder ganz verzweifelt: «Rodi, wie könne Se nur, wie könne Se nur, denke Se doch nur, der Moister!» Ich antwortete ihm selber bedrückt: «Ja, es tut mir auch leid, aber ich konnte doch nicht anders vor all diesen Menschen, und dann wäre ich sicher nicht so schön, wie der Meister erwartet hätte», setzte ich verschämt hinzu.

An diesem Abend sah ich George nicht wieder. Er blieb in seinem dritten Zimmer und beriet sich dort mit Wolfskehl und Gundolf. Aber einige Tage später wurde ich noch einmal in die Wolfskehlsche Wohnung gebeten und sah plötzlich den «Moister» wieder vor mir. Er deutete kurz auf den vor uns stehenden Tisch, auf dem ich einen Brief liegen sah, und sagte unendlich hoheitsvoll: «Da liegt etwas für Sie!» Es war ein Brief von Gundolf an mich, dem George erlaubt hatte, brieflich mit mir in Verkehr zu bleiben.

Was George mit diesem befremdlichen Auftreten gegen mich eigentlich bezweckt hatte, blieb dunkel. Ich kann mir nur denken, dass er erproben wollte, wie weit seine Macht über mich reiche, und ob ich auch einem mich vor anderen demütigenden Befehl von ihm folgen würde. Dass George etwa aus Lüsternheit das

Verlangen gestellt hätte, schied völlig aus, und ich glaube auch nicht, dass irgendeiner der damaligen Zuschauer ihn in einem derartigen Verdacht gehabt hat. Aber dass er seine Macht zeigen wollte und dabei auch vor einer leichten Grausamkeit gegen mich nicht zurückschreckte, halte ich für möglich. George war ein Herrenmensch und sicher nicht frei von grausamen Instinkten. Wahrscheinlich hatte er angesichts meiner bekannten Schüchternheit nicht damit gerechnet, ein «Nein» von meinen Lippen zu hören, und auch sonst wird das niemand von mir erwartet haben. Ich glaube, dass ich selbst über meinen Mut erstaunt war, wenn ich auch nicht einen Augenblick daran dachte, George den Willen zu tun und mich im Hause Wolfskehl öffentlich zu entkleiden. So musste ich die Folgen meines Ungehorsams tragen und wurde von Wolfskehl sicher sehr ungern und gegen seinen Wunsch aus seinem Hause ausgeschlossen. Nur Gundolf durfte weiter mit mir brieflich verkehren.

Ich habe mich später oft gefragt, wie sich mein Leben wohl gestaltet hätte, wenn ich damals George den Willen getan und mich vor der anderen Gesellschaft entkleidet hätte. Wäre ich in die Schar der Jünger des Meisters eingereiht und ein Dichter geworden? Man sollte derartige Fragen nicht stellen. Es war sicher vom Schicksal gewollt, dass ich «Nein» sagte und Rechtsanwalt und Syndikus wurde und kein Dichter. Dieser erste Bruch im «Schwabinger Kreise» erregte begreiflicherweise grosses Aufsehen und bildete den Auftakt zu den nun rasch folgenden Brüchen, die dem Schwabinger Trubel endlich ein Ziel setzten und ihn von der Bildfläche verschwinden liessen.

Meine Beziehungen zu Franziska Reventlow hatten sich letzthin sehr vertieft. War ich ihr, als ich sie durch Klages kennenlernte, nur als der von ihm so grenzenlos verehrten heidnischen Madonna mit einer gewissen Scheu gegenübergetreten, zumal ich fast 10 Jahre jünger war als sie, so hatte ich bald empfunden, dass sie mich mit Wohlgefallen betrachtete und mit einer fast mütterlichen Güte wie ein Familienmitglied in ihr Haus zog, so dass ich meine Scheu allmählich überwand und grosses Vertrauen zu ihr fasste. In letzter Zeit hatten wir sogar mehrfach in dem an meiner Wohnung vorbeiströmenden Schwabinger Bach zusammen gebadet, wenn wir bei mir Tee getrunken hatten, und kürzlich hatte ich ihr, wie sie immer behauptete, bei dieser Gelegenheit das Leben gerettet, indem ich sie, gerade als sie in der ziemlich heftigen Strömung des Baches unterzugehen drohte, im letzten Augenblick aus dem Wasser ziehen konnte. Dieses Erlebnis brachte mich offenbar ihrem Herzen so nahe, dass sie mich gegen Klages und Busse offen in Schutz nahm und mich sogar in ihrem Hause vor deren Nachstellungen verborgen hielt, ohne dass dies natürlich den Bruch mit Klages abwenden konnte. So wurde ich jäh von meinem Thron gestossen, denn Klages erklärte mir alsbald, dass keinerlei Beziehungen mehr zwischen ihm und mir beständen. Ich war auf den Verkehr mit meinem Vetter Friedrich Huch und einigen dem Kreise lose angeschlossenen Menschen angewiesen. Ferner blieb mir natürlich meine Tante Ricarda und deren mir sehr gewogener Mann Dr. Ermanno Ceconi, während die Schriftsteller Franz Dülberg und Oscar A. H. Schmitz wohl das Gefühl hatten, selbst gefährdet zu sein, wenn sie sich zu nahe ans Licht wagten, und es daher vorzogen, mehr aus sicherer Entfernung mit mir zu verkehren. Den Mädchen aus dem Kreise wurde freilich bei Strafe der sofortigen Ausstossung jeder Umgang mit mir verboten...

Die eigentliche Katastrophe wartete jedoch noch auf mich. Die Spannung im Kreise war nämlich um diese Zeit so unerträglich geworden, dass sie irgendwie zu einer Entladung kommen musste, und so hatten einige beherzte Menschen unter den dem «Kreise» nahestehenden, wie die Gräfin Fanny Reventlow, die Schriftsteller Franz Hessel und Oscar A. H. Schmitz, den Plan gefasst, eine private Zeitung zu gründen, in der die Ereignisse des Kreises parodistisch verwertet und an die interessierten Kreise weitergegeben werden sollten. Eines Tages schneite dann auch in die Wohnungen von Klages, Schuler und Wolfskehl, Busse und anderen Enormen der «Schwabinger Beobachter», der in ungemein witziger Form die Bestrebungen von George, Klages, Schuler und Wolfskehl verspottete und so Schrecknis und Verwirrung in ganz Schwabing verbreitete. Auch ich bekam ein Exemplar zugestellt, ohne damals zu ahnen, wer die Verfasser sein könnten. Besonders interessant waren natürlich die Äusserungen, die sich auf Klages und Schuler, also auf die Häupter des kosmischen Kreises bezogen, und ich greife die witzigsten heraus:

Alfred!
Kehre zurück – der Arier ist besudelt. Mama,

womit die wahllosen Judenerklärungen, die Klages und Schuler aussprachen, bespöttelt werden sollten und schliesslich der Spott auch Schulers Mutter galt, die von ihm «Mama» genannt wurde, worüber wir uns immer köstlich amüsierten. Einst hatte Schuler im Hause Wolfskehl über die symbolische Bedeutung der Gebärmutter, des Uterus, geredet, was Frau Schuler einigermassen zu entrüsten schien. Sie fuhr auf ihn los und machte ihm heftige Vorwürfe: «Aber Alfred!» rief sie empört. Schuler aber sah sie mit steinernem Gesicht an und sagte in eisigem Tone: «Das verstehst du nicht, Mama!» Es lag auf der Hand, dass «Mama» leicht die Zielscheibe des Schwabinger Spottes wurde. Aber da in dem Zitat des Schwabinger Beobachters hinter dem Spott über Schulers Mama deutlich die Urmutter stand, so wurde diesmal der Spott zu einer grässlichen und unsühnbaren Lästerung.

Unvergesslich sei ferner die sehr witzige Selbstanzeige, mit der Klages' Schwester Helene sich selbst bescheinigt, aus dem von ihrem Bruder letzthin so unfreundlich angesprochenen Karneval nicht unversehrt hervorgegangen zu sein. «Statt besonderer Anzeige: Vorgestern raubte mir einer meiner näheren Bekannten das köstlichste Gut. Magdalena Seitdem.»

Ganz besonders boshaft war das Frage- und Antwortspiel: «Wie werde ich enorm?» «Reifen Sie meinem bevorstehenden Hauptwerk entgegen. Lamentates» – womit die allzu freigebigen Ankündigungen seines Hauptwerkes und deren nie durchgeführte Verwirklichung Klages im Spiegel vorgehalten wurden.

Schliesslich sei jenes besonders geistreiche, berühmt gewordene Motto zu dem zweiten «Schwabinger Beobachter» erwähnt: «Warte Schwabing, Schwabing warte, dich holt Jesus Bonaparte!» was auf die «Proklamationen» des katholischen Fanatikers Ludwig Derleth anspielte, der die heidnischen Lehren Schulers und Klages' ebenso wie die nicht minder heidnischen erotischen Seitensprünge der Gräfin Reventlow und ihrer Freunde leidenschaftlich bekämpfte und laut ganz Schwabing den Untergang weissagte. Derleth verehrte aber George, da er in dessen glühenden Versen christliche Morgendämmerung witterte und daraus neues Leben in das deutsche Volk tragen wollte – also eigentlich ein Kosmiker auf christlicher Grundlage, der auch eine kleine Gemeinde um sich geschart hatte.

Diese Nummern des «Schwabinger Beobachters» zerschnitten das letzte Band zwischen Klages und Franziska von Reventlow, die als heimliche Herausgeberin dafür verantwortlich war. Der Kreis um George, der von ihren lustigen Angriffen weniger betroffen war, verhielt sich dagegen in wohlwollender Neutralität.

In jener Zeit wurde mir eine nach meiner Überzeugung besonders unverdiente Kränkung zuteil. Mein Vetter Friedrich Huch eröffnete mir, dass er nach den ihm von Klages und Busse gewordenen Mitteilungen doch vieles, was ich getan hätte, nicht billigen könnte; vor allem hätte ich kosmische Geheimnisse verspottet und damit verraten, was ich unter keinen Umständen hätte tun dürfen. Was er damit eigentlich meinte, erfuhr ich ebensowenig wie vorher von Klages. Es mag wohl zutreffen, dass ich Freunden, wie besonders meiner Tante Ricarda und deren Mann, meinem Onkel Ermanno Ceconi, Dinge erzählt hatte, die Klages und Schuler für ihre eigene Domäne hielten. Da besonders Manno eine scharfe Zunge hatte und sich gern über Schuler, Klages und selbst den «Moister» lustig machte, so ist es leicht möglich, dass ich zum «enfant terrible» geworden war und die Enormen sehr gekränkt haben mag. Damals empfand ich Friedrichs Vorwurf nur als kränkend und konnte nicht verstehen, dass auch er Miene zu machen schien, sich von mir zurückzuziehen. Aber als er meine Bestürzung sah, beruhigte er mich sofort, er dächte gar nicht daran, mir böse zu sein, denn er fühle sich nicht so mit den kosmischen Bestrebungen identisch, wie Klages es vielleicht von ihm erwartete...

Einen gewissen Trost brachte mir die dem George-Kreis nahestehende Malerin Sabine Lepsius, die mir ganz unerwartet ihre Freundschaft schenkte und ein, wie mich dünkt, viel zu schmeichelhaftes Porträt von mir als «Sonnenknabe» malte, das sich heute noch in meinem Besitz befindet. Aber dabei brütete ich verbissen über Rachepläne! Ich hatte die Beobachtung gemacht, welch heillose Verwirrung der «Schwabinger Beobachter» angerichtet hatte und wollte, um mich gegen Klages zu wehren, ihn und Busse so verwunden, wie sie selbst mich getroffen hatten. Ich fasste daher einen Plan, selber einen neuen «Schwabinger Beobachter» zu verfassen und mich in diesem gegen Klages und Busse zu wenden. Ich schrieb also in fliegender Eile eine neue Nummer, in der ich in erster Linie Klages und Busse, dann aber auch einige ganz Unschuldige bespöttelte; letztere freilich nur, weil ich doch nicht nur Klages und Busse allein aufs Korn nehmen konnte.

Der Pfeil, den ich gegen Klages abschoss, traf mitten ins Schwarze. Ich erzählte nämlich in meinem «Schwabinger Beobachter», dass es nach langen und schwierigen Nachforschungen endlich gelungen sei, die Abstammung des Seelenforschers Ludwig Klages festzustellen. Es habe sich dabei herausgestellt, dass sein ursprünglicher Name nicht Klages, sondern Kageles sei und er einer althebräischen Rabbinergeneration entstamme. Herr Louis Kageles werde sicherem Vernehmen nach demnächst das ihm so unlieb gewordene Schwabing verlassen, um ins Land seiner Väter zurückzukehren und in Jerusalem seine bekannten Bestrebungen fortsetzen. Was ich sonst noch in den «Schwabinger Beobachter» gesetzt habe, weiss ich kaum noch. Es war mir auch hierneben ganz unwichtig. Die Folgen waren freilich überraschend. Schon am nächsten Abend, nachdem ich meinen «Beobachter» in die verschiedenen Wohnungen verteilt hatte, wurde ich, auf der Heimkehr von Friedrichs Wohnung zu meiner eigenen begriffen, auf der sogenannten «kosmischen Wiese», welche sich vor Friedrich Huchs Wohnung ausbreitete, im Dunkeln von harten Armen ergriffen und zu Boden geworfen. Als ich mich aufraffen konnte, sah ich, dass es Albrecht Hentschel war, im Kreise «Adam» genannt, weil er als Urbild des ursprünglichen Menschen galt, und dem, wie Franziska von Reventlow schreibt, von Klages das Ressort von Katastrophen und Brüchen übertragen war. Ich konnte nichts Besseres tun, als versuchen, durch schleunigste Flucht mich dem drohenden und unbekannten Verhängnis zu entziehen. Zu meinem Glück gelang mir die Flucht unter Zurücklassung meines Anzuges, von Rock, Weste, Kragen und selbst Teilen meiner Hose. Es gelang mir, mich dem harten Zugriff des «Panthers» zu entwinden und eine Trambahn an der Schwabinger Brauerei zu erreichen. Von da begab ich mich in den Schutz des Hauses Ceconi; zwar wollte Ricardas Mann, der temperamentvolle Manno, sofort mit mir wieder aufbrechen und zum Angriff auf der «kosmischen Wiese» übergehen, aber Ricarda verbot es.

Meine Kleidungsstücke fand ich am anderen Morgen vor Friedrichs Haus sorgfältig ausgebreitet wieder. Damit war mein Gastspiel bei den «Enormen» endgültig vorbei. Ich ging zwar nicht gleich in eine andere Universität, sondern blieb zunächst in München, weil ich es nicht übers Herz brachte, diese Stadt, die mir zur zweiten Heimat geworden war, gleich zu verlassen. Später wurde ich, wie es sich gehörte, Referendar und Rechtsanwalt in Braunschweig und ging dann in die landwirtschaftliche Industrie als Syndikus.



Karl Valentin

Photo Theatermuseum München



Olaf Gulbransson

Photo Ida Hoepffner, Bayerische Staatslehranstalt für Photographie (zum Beitrag Seite 158 ff.)

(zum Beitrag Seite 158 ff.)

Kleines Kolleg über Schwabing

Von Hans Egon Holthusen

Das Heimatgefühl des Schwabingers stösst in drei Himmelsrichtungen auf klar gezogene Grenzen. Im Osten ist es das grüne Himmelreich des Englischen Gartens, im Westen der Acheron der Schleissheimer Strasse; wer ihn überschreitet, wird jäh herangestimmt auf das Niveau von Kasernentrakten, Öltanks, Drahtverhau und die gebuckelte Kahlheit des Oberwiesenfeldes: eine Art Niemandsland, das von der Linie 22 im Eilzugstempo durchlaufen wird. Im Norden ist es das Ungererbad, wenn nicht jener nördliche Friedhof, in dessen Aussegnungshalle Thomas Mann die Fabel seines «Tod in Venedig» anheben lässt. Wiederum beginnt, wenn man ihn hinter sich hat, die Trambahn zu rasen, um in wenigen Minuten Freimann zu erreichen, eine flach und locker gestreute Vorstadtsiedlung, mit der sich, beiderseits einer herrischen Ausfallstrasse, die Stadt in die Ebene verströmt. Nur in den mittäglichen Randbezirken des Schwabinger Gemeinwesens sind die Verhältnisse fliessend. Zwar gibt es das Siegestor, das die Schwabinger Leopoldstrasse auf pomphafte Weise von der innenstädtischen Ludwigstrasse trennt, und niemand wird leugnen, dass es eine ideale Grenzbastion darstellt, um die musische Republik gegen «die Stadt» abzuschirmen. Andererseits wird man den Bewohnern der Türkenstrasse, des Schelling-, Amalien- und Theresienviertels, den Adepten der Universität, hart jenseits des patriotischen Monuments, auch den Anliegern der Veterinär-, der südlichen Kaulbach- und der Schönfeldstrasse nicht zumuten dürfen, sich Innenstädter nennen zu lassen. Auch hier, wenn irgendwo, ist «Schwabing»: wenn nicht als geographischer Begriff, so doch als Anspruch, als Gesellschaftsordnung, als Gesinnung, oder, wie die gemässigten Schälke zu sagen lieben, als «Zustand».

Es ist gar nicht leicht, die Wirklichkeit, die dem Ruhme Schwabings entspricht, zu demonstrieren. Wer einem amerikanischen Freunde, oder – bedenklicher noch – einem Römer, einem Pariser das vielbeschriebene Künstlerviertel zeigen will und zu diesem Zweck einen teuren nächtlichen Streifzug finanziert, der muss damit rechnen, dass er seinen Mann gegen zwei Uhr früh unverrichteterdinge in seiner Pension abliefern wird. Schwabing hat etwas Verstecktes, und es entpuppt sich mit Vorliebe in den Augen alteingesessener Schwabinger. Freunde in den dreissiger Jahren hatten ein nicht mehr ganz junges Dienstmädchen. Sie lebte mit beiden Eheleuten in Duzbruderschaft, las unterm Kochen Dostojewski, rauchte täglich vierzig Zigaretten, und wenn sie in die Badewanne steigen wollte, bat sie den Hausherrn, ihr den Rücken einzuseifen. Ihr würde man die Schwabinger Gütemarke nicht absprechen dürfen. Oder neulich, als wir noch ziemlich spät in einen der kleinen Westschwabinger Weinkeller einfielen, die noch heute als ausgebaute Luftschutzhöhlen zu erkennen sind, um einen Schlummertrunk zu nehmen: man fühlte sich nicht mehr erwünscht und etwas höflich Ultimatives zwischen den letzten drei Gästen und der auf Abbruch dastehenden Kellnerin. Doch das Wesen, das ich meine, liess sich nicht stören, es war die Ausdruckskraft ihrer Natur, sich nicht stören zu lassen. Eine stille, glückliche Säuferin unbestimmten Alters mit einem angefressenen Pelz im Nacken und im Zwiegespräch mit ihrer riesigen Handtasche. Diese Tasche, unabsehbar inhaltsreich, war ihre Seele. Sie suchte und flüsterte vernehmlich, lehnte sich lächelnd zurück. Zog eine Mundharmonika heraus und blies, wiegte sich in den Schultern und machte Musik. Es war eine Schwester der Margarinekistenprediger von Hyde Park Corner und der Pflastermaler vom Trafalgar Square, eine Schwester der zottigen alten Streuner und Parkbankschläfer von Paris, auch mit gewissen Schatzsuchern, die in den Abfallkörben auf Münchner Postämtern und an Trambahnhaltestellen herumstochern, und mit einzelnen letzten Tavernendichtern ist sie verwandt. Nur sehr grosse und sehr alte und charaktervolle Städte bringen solche Geschöpfe hervor. Sie haben keine Kreislaufstörungen und keine Asphaltneurosen, in ihrem Gesicht ist nicht die Spur von Masse, sondern ein Zug von bäuerlicher Glaubwürdigkeit. Reinrassige Naturgewächse sind sie, struppig wie Kohlstrünke. So schliesst sich der stadtgeschichtliche Ring. Denn alle, auch die urbansten Städte Europas stehen ja auf ursprünglich bäuerlichem Grund.

Schwabing – das ist eine lange Geschichte. So lang, dass eigensinnige Heimatforscher nicht ohne Ursache die Meinung verfechten können, ihr geliebtes Viertel sei älter als die wittelsbachische Residenz, und nicht Schwabing habe sich an München angeschlossen, sondern dieses an Schwabing, als im Jahre 1890 die Verschmelzung beider Städte rechtens wurde. Die Urzelle Schwabings ist dort zu suchen, wo heute wieder, nach jahrzehntelanger Emigration in etliche Strassenzüge südlich des Siegestors, der «Geist von Schwabing», dieses schwer fassbare Komposit aus Witz und Liebe, Jugend und Talent, Extravaganz und Aufsässigkeit, öffentlich Fuss zu fassen sucht. Wo Gisela ihren «Nowak» singt, die Lach- und Schiessgesellschaft ihre Breitseiten abfeuert, wo altersgraue Bierwirtschaften sich im Handumdrehen in modisch ausgemalte und flackrig beleuchtete «Künstlerlokale» verwandeln, heute der «Heuboden» en vogue ist, morgen die «Badewanne», übermorgen die «Nachteule» oder die «Schwabinger Sieben» ihre Stunde hat. Wo die alte Ursulakirche steht, heute nur Schwabinger Kirchl genannt, und unter ihrem schlanken, fast eleganten Türmchen, gegenüber dem Schwabinger Bach, der blanke Dorfboden noch freiliegt. Hier also, zwischen Werneckstrasse und Feilitzschplatz, ist der erste Schwabinger Edelsitz zu denken, eine Flachlandburg und ein paar Meierhöfe drumherum. Schon um 500 n. Chr. soll sich ein eingewanderter Bajuware namens Swapo mit seiner Sippe hier festgesetzt haben, gegen Ende des 9. Jahrhunderts werden verwickelte Geschichten gemeldet, Tauschgeschäfte mit der bischöflichen Autorität von Freising, neue Gründungen, Anfang des 12. Jahrhunderts nennt einer sich Piligrimm von Suabin-

gen. Vielsagend und verworren wühlt die Chronik sich durch die Zeiten. Häuser erstehen, blühen ein Jahrhundert oder auch zwei und fallen dahin. Einzelne Familien kommen hoch, schaffen sich Bewegung, sammeln Verdienste und sterben aus. Herrensitze machen von sich reden, werden umgebaut, verkauft, vernachlässigt, abgerissen oder aufgegeben. Anfang des 19. Jahrhunderts wächst München heran, der eiserne Wille Ludwigs I. bahnt sich den Weg nach Norden, quer durch eine Spitzwegidylle von unaufgeräumter Ländlichkeit hindurch, dem Dorfe Schwabing entgegen. Die erstaunlichste seiner städtebaulichen Herkulesarbeiten ist die Strasse, die seinen Namen trägt: ein Wunderwerk an Mass und Einheit und königlicher Grösse, eine der vier oder fünf schönsten Strassen Europas. Als Schwabing endlich mit der Stadt vereinigt wird, zählt es zwölftausend Seelen. Heute sind es Hunderttausende.

München als kulturgeschichtliche Grossmacht, als vollerblühter Ausdruckscharakter menschlichen Wohnens, München als weltunmittelbare Metropole, schliesslich als die anziehungskräftigste Grossstadt und in vielen Augen die heimliche Hauptstadt der Bundesrepublik, dieses München ist, ungeachtet seiner 800-jährigen Geschichte, ein modernes Phänomen, eine «Gründung» des 19. Jahrhunderts, und welcher Schwabinger würde daran zweifeln, dass eben jener wagemutige Brückenschlag von der Theatinerkirche zur Leopoldstrasse diese Gründung sinnbildlich besiegelt hat! Wie die Wittelsbacher der neuen Königswürde zu entsprechen wussten, wie ihr Herrscheranspruch mit der liberal-demokratischen Zivilisation, ihr Kunstsinn mit den Strömungen der Zeit sich vertrug, wie vor allem die oberbayerische Art mit der grossstädtischen Lebensform verwuchs: dies zu untersuchen, ist hier nicht der Ort. Genug, zu wissen, dass die Legierung gelang. Etwas Geniales wurde fühlbar in der Luft dieser Stadt, aber wo war der grosse Mann, in dem man es hätte fassen können, wenn man nicht den ersten Ludwig selber, um seiner gewaltigen Bautätigkeit willen, dafür nehmen will? Das 19. Jahrhundert rauschte mit einer Schleppe von fürstlichen, aber der Leistung nach nicht immer erstrangigen Malernamen vorüber. Es gab Schelling, den ideenreichsten Kopf der verjüngten Universität. Richard Wagner thronte, triumphierte und dankte ab, ein nicht zu lokalisierender Wandelstern. Es gab Ibsens Blicke durch die Fenster des Café Luitpold. Aber das eigentümlich Geniale des Münchner Stadtwesens lag nicht in einzelnen ragenden Gestalten, sondern im gemeinsamen Geist, es lag, wenn man eine begriffliche Härte nicht scheut, im Kollektiven. Niemand hat es glaubwürdiger beschrieben als Gottfried Keller in den Münchner Kapiteln des «Grünen Heinrich», aber was es eigentlich war und bis heute geblieben ist, das hat er nicht ausgesprochen. Ist es vielleicht der berühmte weissblaue Dionysos alias Gambrinus, der nicht nur auf dem Oktoberfest und im Fasching regiert, sondern bei jeder Gelegenheit und auch ohne Gelegenheit, wenn es sein muss, also eigentlich 365 Tage im Jahr? Aber ebensogut ist es die schlitzöhrige Treue der Handwerker, Arbeiter und Briefträger, der Fluch der Maurer auf den Baugerüsten, der Alltag in den Milchgeschäften. Ist es vielleicht die Frömmigkeit des Volkes, die bacherlwarme, alles Irdische freundlich ummantelnde Katholizität, die heidnisch-heiteren Züge dieser Religion, der naive Totenkult an Allerheiligen? Aber nicht weniger massgebend, nicht weniger Atmosphäre bildend ist wiederum das Freimütig-Skeptische und Weitherzig-Lockere der bayerischen Art, jene «liberalitas bavarica», die in der Klosterkirche zu Polling gerühmt wird. Ist es nicht am Ende vor allem die Aufgeschlossenheit für das bedeutende Fremde, eine zutiefst weibliche, den Zugereisten inspirierende Empfänglichkeit, auch die unbewusste Fähigkeit, begabte oder «narrische» Einzelgänger mit bekömmlicher Umwelt zu versorgen, soziale Vermischungen zuzulassen, die anderswo anstössig wären, und zwischen Ständen und Klassen, Völkern und Hautfarben, zwischen Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Fremd und Heimisch, Bürger und Künstler auf herzlich-kupplerische Art zu vermitteln? Oder ist es nicht vielmehr diese unerschütterliche, ebenso begeisterte wie begeisternde Selbstgefälligkeit der münchnerischen Humanität, die das eigene «Millionendorf» als den Nabel der Welt betrachtet, dieses weniger eitle als zutiefst dankbare Wohlsein im eigenen Saft, das die weite Welt nicht suchen muss, denn sie kommt ja gänzlich ungerufen zu ihm? Was ist es nicht alles, und ist es nicht von allem auch das Gegenteil? Es ist das Bauchig-Dröhnende der grossen Biergärten und Schankhallen, und es ist der silberne Peitschenschlag des «Rosenkavalier»-Walzers, es ist die strenge Spiritualität des Jesuiten-Kollegs und die Breughelsche Deftigkeit der Oktoberwiese, es ist das Buchstäblichnehmen der plastischen Dinge, die man lieben und besitzen, essen und verdauen kann, und der mörderische, zwerchfellerschütternde Nihilismus eines Karl Valentin, des bajuwarischen Ritters von der traurigen Gestalt, es ist das Mimisch-Drastische, das in den Grasserschen Morisken-Tänzern unsterblichen Ausdruck gefunden hat, und es ist eine gewisse verschlagene, abwartende, raumgebende Hinterhältigkeit, die den Ahnungslosen zur Verzweiflung treiben kann. Es ist provinziell und weltläufig, modisch und individualistisch, grantig und geniesserisch, standesbewusst und asozial, müssiggängerisch und motorisierungsfreudig, schlampig und kraftvoll... Niemand, der nicht Liebe mit ins Spiel bringt, wird diese anonyme Geistigkeit jemals entdecken, und wer sie schon liebt, der kann von Voreingenommenheit nicht mehr freigesprochen werden. Aber nur er kann erleben, wie das Münchnerische ihn trägt, wenn eine Leidenschaft, ein Dämon, eine Idee ihn ergreift, wenn sein Leben sich isolieren, von aller Erdenschwere befreien und in reinen Elan verwandeln will. Er ist allein, aber er ist nicht verloren.

Was man das «Schwabingerische» nennt, es ist nichts anderes als dies Allgemein-Münchnerische in einer besonders konzentrierten, abenteuerlich bewegten und intellektuell zugespitzten Form. Das Schwabingerische ist freilich mit der durchschnittlichen Lebensstimmung der Schwabinger Bevölkerung so wenig identisch wie der «deutsche Geist» mit dem faktischen Deutschland von heute oder irgendwann. Schwabing ist ein Stadtteil wie andere auch, keineswegs besonders vornehm, durchaus nicht elegant, nicht pittoresk wie Montmartre oder sensationell wie St. Pauli. Es ist von Ar-

beitern, Bürgern, Pensionisten, Rentnern, stämmigen Geschäftsleuten, Gastwirten und kleinen Unternehmern bewohnt: fleissige Leute, gesundes Mittelmass, breite Basis, und die paar Tausend Studenten, Maler, Schauspieler, Musiker, Journalisten, Lyriker, Mannequins, Eigenbrötler, Faulenzer und Projektemacher fallen soziologisch nur unerheblich ins Gewicht. Aber es ist von einer merkwürdigen Unruhe durchgeistert, an einzelnen Stellen und zu ungewissen Stunden zeigt es auf einmal einen unnachahmlichen Chic, und irgendwo sprudelt es plötzlich von Einfällen, man stösst auf ein phantastisches Plakat, jemand redet in Zungen, jemand trifft den Nagel oder stellt die Welt auf den Kopf, jemand schreibt ein alarmierendes Buch, die Freiheit des Denkens bricht sich eine Gasse, das Unmögliche wird hoch bezahlt, oder du siehst ein Gesicht, das du niemals vergessen wirst. Das Schwabingerische ist nicht eine genau umrissene Thematik, es ist ein Stimulans, um junge Köpfe für neue Themen zu erschliessen, es ist eine Möglichkeit, eine Verheissung, eine Sage, ein dem «Geist» erwiesenes Entgegenkommen des «Lebens», aber es ist freilich auch eine Art von Tradition. Der erste schöpferische Geist von überregionalem Range, der sich Schwabing zum Wohnsitz erkor, war vermutlich der Oberbergrat, Philosoph und Mystiker Franz Xaver von Baader, angeblicher Stifter des Wortes «Nihilismus» und wohl der tiefsinnigste Kopf der katholischen Romantik, der seine Briefe «mit dem Schwert im Mund und dem Kreuz im Herzen» unterschrieb. Von einem Grafen Waldkirch erwarb er im Jahre 1812 das Gut «Mitterschwabing» – an der Stelle, wo heute das Ess- und Trinklokal «Schwabinger Brauerei» zu finden ist –, blieb zwanzig Jahre und kehrte nach München zurück: eine Schwalbe, die noch keinen Sommer machen konnte. Erst um 1900 entstand in Schwabing der geistesgeschichtliche Wirbel, der über den Genius loci entscheiden und die Tradition begründen sollte. Damals blühte die legendenumwitterte Pension Fürmann in der Belgradstrasse, in zahllosen nordwärts gerichteten Atelierfenstern spiegelte sich der Föhnhimmel, und dahinter tat sich dieses und jenes. Man malte impressionistisch oder akademisch, später expressionistisch, man baute, wohnte und liebte im Jugendstil, schwärmte für «Weib und Welt», redigierte den «Simplicissimus» und die «Jugend», riskierte Majestätsbeleidigungen, trug die Frisuren à la Cléo de Mérode, hatte das Paris Toulouse-Lautrecs als Gegenüber und genoss das eigene Zeit- und Hochgefühl in der souveränen Strichkunst eines Th. Th. Heine. Man fand Geschmack an einer geist- und gefühlvollen Libertinage, die abenteuerliche Gräfin Franziska Reventlow zeugte in Werk und Wandel für das, was man die Entdeckung der erotischen Kultur in Deutschland genannt hat. Thomas Mann schrieb die «Buddenbrooks» und einige seiner schönsten Novellen, darunter eine, die mit den Worten «München leuchtete» beginnt. Max Halbe repräsentierte die Schwabinger Spielart des naturalistischen Dramas, Otto Julius Bierbaum, Mitbegründer der «Insel», spielte den «im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Kavalier», Arno Holz veröffentlichte seine «Fress , Sauff- und Venuslieder des berühmten Schäffers Dafnis». Frank Wedekind – und mit diesem Namen treffen wir die volkstümliche Vorstellung von Schwabinger Geistigkeit ins Zentrum – zog als Schauspieler, Lautenschläger, Bürgerschreck und Tabuzertrümmerer seine Bahn. Wolzogen mit seinem «Überbrettl» und der grosse Schauspieler und Regisseur Otto Falkenberg mit den «Elf Scharfrichtern» begründeten die bis heute blühende Tradition des Münchner Kabaretts. Aber auch die Aristokraten, die Propheten und Mythendichter aus der Literatur und Philosophie jener Zeit fanden in Schwabing das denkbar günstigste Aktionsfeld, Klages und Schuler hatten ihre visionären Räusche. Stefan George und die Seinen veranstalteten Maskenzüge und liessen sich mit Nachtgewändern angetan und Pappkronen auf den Häuptern photographieren, der zeitig abgeschiedene Jüngling Maximin, Abgott einer mythenhungrigen Einbildungskraft und heidnischer Heiland des Siebenten Rings, stammte aus Schwabinger Kleinbürgerkreisen. Selbst Rilke, obwohl nach Anlage und Neigung eher in Paris und Moskau, Rom und Venedig zu Hause, hatte seine Münchner Jahre und konnte in Schwabinger Wohnungen besucht und angebetet werden.

Die eigentliche Geniezeit Schwabings fand mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ihr natürliches Ende, doch sollte der so sichtbarlich gesegnete Boden der Münchner Nordstadt trächtig bleiben, ein Herd der Unruhe im Guten und im Unguten und immer neuer Renaissancen fähig. Der literarische Expressionismus stiess seine Schreie aus, Literaten und politische Idealisten wie Eisner und Toller taten sich mit revoltierenden Arbeitern und Soldaten zusammen, um in einer Atmosphäre von Anarchismus, Rabaukentum und inbrünstigem Freiheitsdrang die Münchner Räterepublik auszurufen: ein leidlich harmloses Zwischenspiel, verglichen mit dem gigantischen Unheil, das wenige Jahre später ein anderer und weit ärgerer Wirrkopf auf einer Woge von Bierdunst und wummernder Begeisterung in die Wege leiten sollte, auch er für einige Jahre seines Lebens ein Schwabinger Budenbewohner, Salonfavorit und Ideenzüchter: Adolf Hitler aus Braunau am Inn. Die zwanziger Jahre, heute für glücklich und überaus produktiv gehalten, erlebten ein eifriges Kommen und Gehen der künstlerischen Moden und der kritischen, philosophischen und politischen Ideen, ein «Café Grössenwahn» wurde gegründet und hielt sich durch Jahre, der satirisch-elegische Geist der Schwabinger Nächte fand seinen Stammplatz im berühmten «Simpl» an der Türkenstrasse. Hier sassen in alkovenhafter Enge die Sibyllen einer späten Bohème, Kathi Kobus, Marietta und so manche wilde, manche süsse Gestalt, hier konnte man noch um 1930 den letzten Klassiker der Brettldichtung bewundern, den herrlichen Säufer und Seeteufel Kuddeldaddeldu, auch Joachim Ringelnatz geheissen, hier klammerte sich noch Jahre später der rheinische Wortspieler Endrikat an die geliebte Schwabinger Laterne. Eines Tages war es zu Ende. Die Gedichte von Erich Kästner, die Songs aus der Dreigroschenoper, die aggressiven Bänkelsängereien der Mühsam und Mehring verschwanden im Untergrund. Schwabing sank in Schutt und Asche.

Nicht für immer, gottlob nicht für immer! Was den Genius loci von München betrifft, so scheint er dauerhafter zu sein als Stahl und Beton, lebenskräftiger als

der Baukörper der Stadt und alle ihre geschichtlichen Phasen; auch durch hundert vernichtende Feuersbrünste ist er nicht ausgetrieben worden. Die zweiten deutschen Gründerjahre, ab 1948, haben das Ihrige geleistet, um auch den Wohnort Schwabing wieder ans Licht zu stellen, komfortabler denn je, volkreicher, verkehrsdichter denn je. Die obere Leopoldstrasse, wo einst Herr von Baader seine Gemüsekulturen düngte, hat Boulevardcharakter angenommen, der wenigstens zeitweise, z. B. in der blauen Stunde eines wärmlichen Juniabends, überzeugt. Eisterrassen, italienische Espressobars, existentialistischer Kellerzauber und eine Dekoration, die sich zwischen Cocteau und Max Ernst, Dali und Picasso nicht immer klar entschieden hat, bestimmen den Stil der Kulisse. Statt Cléo de Mérode trägt man Marina Vlady, Brigitte Bardot, hautenge Drillichhosen zum Pferdeschwanz und schwarz umränderte Rehaugen zu kurzen, abstehenden Zöpfen im Genre von «Paulinchen war allein zuhaus». Die Jünglinge antworten mit Schnauz- und Backenbärten, die teils an Maxim Gorki, teils an idealistische Zarenmörder oder wilhelminische Aussenminister erinnern; manche poltern wie Abruzzenräuber daher, manche geben sich das feinere Air eines Madison-Avenue-Typs, manche spielen James Dean, jeder wie er mag und wie er kann. Sie tragen mit einer gewissen Brillanz den Zeitgeist zur Schau, aber was mag sie beschäftigen? Filme und Platten, nehme ich an, Giulietta Masina und Heidegger, Lionel Hampton und die Abendzeitung, Gedichteschreiben und Maschinenbau, Liebesgeschichten und Kollegheftc, die russische Raketentechnik und das Verhältnis von Irgendwas zur Gesellschaft, denn «Gesellschaft» ist Trumpf. Gleichviel, das Schwabingerische liegt zwischen den Zeilen: als eine Unwägbarkeit, eine verhaltene Vibration, eine offene Verheissung. Als eine Wolke von Wünschen und Ahnungen zwischen den Köpfen. Wieder gibt es eine letzte Sibylle, einen allerletzten Bänkelsänger, der sich auch vor Kennern sehen lassen kann. Die Älteren bezeugen ihre Treue zu Schwabing und seiner Tradition, indem sie darauf bestehen, dass es für immer entschwunden sei, die Jungen, indem sie durchblicken lassen, dass es eben jetzt, in ihnen selbst und ihresgleichen, seine gottgewollte Bestimmung erfülle.

Eine Wolke von Wünschen und Ahnungen! Ein Hörensagen, das immer wieder eine Generation braucht, die ihre hochherzigsten Jahre spendet, damit es sich aufs neue zusammenbrauen kann. Dies ist die «List» der Schwabinger Idee: diejenigen anzulocken, die sie erst darstellen sollen, begabte, phantasievolle und abenteuerlustige Jugend aus allen Teilen Deutschlands und aus wie vielen Ländern Europas und des ganzen Erdkreises! Einen deutschen Süden zu versprechen, wo man, wenn man zum Beispiel aus Rom kommt, die niederschmetterndste Kaltwasserkur der Welt erleben kann, und durch die Suggestivität dieses Versprechens soviel menschlichen Süden bei sich zu versammeln, dass niemand sich geprellt fühlt. «Wie kann man von München sprechen, ohne zu sagen, dass es eine Art von deutschem Himmel ist?» Dieser Satz stammt von einem amerikanischen Dichter, dem die Kritik bescheinigt hat, dass er zeit seines Lebens das Stadium eines berserkerhaft-genialen Jungseins nicht überwand. Er hatte eine oktoberfestliche Seele und wurde trotzdem oder eben deswegen auf dem Oktoberfest des Jahres 1936 so fürchterlich verprügelt, dass er einige Zeit im Schwabinger Krankenhaus verbringen musste. Sein Dank war ein Hymnus auf München und sein gewaltigstes Fest, der mit den zitierten Worten beginnt. Sein Name ist Thomas Wolfe.

Wer nun aber, auf Grund einer solchen Äusserung, angereist käme, um München, insbesondere seine nördliche Provinz zu «besichtigen», der wird sich unter Umständen wie mit Blindheit geschlagen fühlen. Schwabing wird ohne Text und Vorlage gespielt, als eine konsequente Commedia dell'arte. In Oktoberfestzeiten z. B. sieht man so gut wie nichts. Nur im Fasching tritt Schwabing aus seiner Wolke hervor und macht Ernst mit sich selbst. Der gemeinsame Geist schwärmt aus, von Horden maskierter Kinder verbreitet wie ein Lauffeuer, und winkt auch den widerwilligsten Einsiedler aus seiner Zelle heraus. Niemand kann sich halten, selbst die ältliche Schalterbeamtin greift seufzend nach ihrem Kostüm und wird als todernste Odaliske in der Trambahn gesehen, die sie zu einem Ball der Köche, einem Betriebsfest ihrer Versicherungsgesellschaft bringen wird. Es ist eine Einweihung in die Spiegelschrift des eigenen Wesens, ein Sieg des künstlerischen Prinzips über die kunstfremdesten Gemüter: Kunst verstanden als unendliche Erweiterung und Vervielfältigung der Lebensläufe. Glück und Unglück der Jugend offenbaren sich in überdeutlicher Leibhaftigkeit. Man wirft sein Herz in die Rennbahn, denn Fasching ist nicht gleich Fasching. Fasching ist Fasching, und man muss eben seine Grenzen kennen und Bütten reden und ausgelassenes Geschunkel: das mag kölnisch sein oder mainzerisch. Münchnerisch ist es nicht. Münchnerisch ist das Grenzenlose, das Verfliegen der Ordnungen, die Aufhebung des Erwerbslebens und die Verdrängung aller Zusammenhänge durch ein Element aus Kunst, Musik und zärtlichem Wahn. Es ist die gliederlösende Panik eines Föhnmorgens im Februar, wenn man mit bräunlich-blühendem Katerkopf um die Milch anstehen muss, und der gute alte Käseonkel hat sich eine Nase vorgebunden und geriert sich wie eine Figur aus der klassischen Walpurgisnacht. Man kennt es nun seit zwanzig Jahren und wüsste Namen zu nennen und für die Namenlosen die unvergängliche Chiffre, die alles wieder heraufruft, den indischen Hennafleck, den amerikanischen Sportwagen, die kalkbleiche Villonmaske aus Nymphenburg, Namen und Geschichten, die unter Schutt und Asche und neuem Beton begraben sind. Eine siebenmal versunkene, siebenmal auferstandene Stadt, ein siebenschichtiges Troja. Fasching ist nicht Fasching, vergangen nicht vergangen, und alle Geister gehen um. Eine alte Gassenschänke, die immer noch da ist, genügt, und sie sitzen dir im Nacken, ein Stück grindiger Hauswand, ein verschobener Fenstervorhang im dritten Stock. Oder es ist ein leibhaftiges Gesicht, in dem das Erkennen lauert, zeitblind, reuevoll, mit einer überlebten Musik in den seltsam verzogenen, durch zwei Jahrzehnte überwachsenen Zügen. Ein Klang, ein Duft von Schiras und Ispahan: grüsst nicht, geht vorüber.



Photo Hans Groh, Bayerische Staatslehranstalt für Photographie, München



Am Karl-Valentin-Denkmal — Photo Wieland Wolff

Münchner Szenen, von jungen Photographen gesehen

Aufnahmen aus der Bayerischen Staatslehranstalt für Photographie, mit einem Brief des Herausgebers an die Photographen

Liebe junge Kollegen,
erlauben Sie mir, Sie so anzusprechen, da ich ja auch Photograph bin, wenn auch ein ganz altmodischer, einer, der noch mit Stativ und schwarzem Tuch loszieht, dem es noch um die Vermeidung der fallenden Linien, um Schärfe und feines Korn geht, der also weder modern noch ein Künstler ist. Und dies beides sind Sie doch sicherlich vor allem, oder sind im Begriff, es zu werden!

Ihre Lehranstalt hat in einer öffentlichen Ausstellung Leistungen der Schüler aus dem vergangenen Jahr gezeigt; diese Leistungen haben mich frappiert, weil darin nun wirklich, Spass beiseite, eine eigene, d.h. also «neue» Art des Schauens und ein ernsthafter künstlerischer Gestaltungswille zum Ausdruck kommen. Es schien uns in der Atlantis-Redaktion reizvoll, für unser München-Heft einmal eine Reihe solcher Aufnahmen zusammenzustellen, als unkonventionellen Beitrag der jungen Generation. Wir sind Frau Direktor Seewald zu besonderem Dank verpflichtet, dass sie auch die gegenwärtigen Photoklassen mit zu dieser Aufgabe heranzog und den Absolventen der Staatslehranstalt die Möglichkeit gab, sich in der Art eines Wettbewerbes an einer Darstellung von Repräsentanten – prominenten und anonymen – des heutigen Münchens zu beteiligen. Die Redaktion wurde dadurch in die Lage versetzt, aus einer sehr grossen Anzahl von Schülerarbeiten das ihr Passende auszuwählen. Wir hätten mit dem

Im Deutschen Museum
Photo Lore Schaeff



Königsplatz vor der Glyptothek
Photo Hans Groh



Photo Alderich Weissweiler

Vorhandenen mit Leichtigkeit ein ganzes Atlantisheft füllen können, und ungern liessen wir manche Aufnahme weg, die den hier reproduzierten durchaus ebenbürtig ist. Einige kritische Anmerkungen möchten wir gleichwohl nicht unterdrücken, weil sie zur Rechtfertigung unserer Auswahl beitragen und auch anderen Mitarbeitern unserer Zeitschrift einen Fingerzeig geben mögen.

Einige der Photos, die wir reportagemässig mit für die besten halten, haben wir ausgeschaltet, weil die technische Durchführung nicht befriedigt. Wir sind uns natürlich bewusst, dass es heute vielfach Mode ist, aus der Not des groben Korns, mangelnder Durchzeichnung, Schärfe, Tiefenschärfe usw. eine Tugend zu machen, da dadurch der plakatartige, graphische, «künstlerische» Effekt angeblich noch gesteigert wird. Es mag sein, dass dies in einigen Fällen zutrifft; das grobe Korn freilich haben wir in einer Buch- oder Zeitschriftenreproduktion noch nie als Vorteil, sehr häufig aber als Nachteil empfunden. Bedenken Sie, dass bei der Reproduktion die Zeichnung in einen Raster aufgelöst wird und dass beim Druck immer eher mit einer Verstärkung aller Mängel gerechnet werden muss. Eine technisch einwandfreie, «gesunde» Vorlage garantiert Ihnen auch die beste Repro-



Photo Ernst Berr

duktion und schützt Sie vor unwillkommenen Eingriffen des Retuscheurs (dessen Mitwirkung in der Klischeeanstalt oder in der Tiefdruckanstalt bei nicht ganz einwandfreien Vorlagen ohnedies viel weiter geht, als Sie sich vermutlich träumen lassen!). Die Präzision einer Aufnahme kann man, wenn dies erwünscht ist, immer noch im Druck durch Wahl eines gröberen Rasters (auf Kosten der Schärfe), Vertiefung der Schatten (auf Kosten der Durchzeichnung) und dergleichen beeinträchtigen, aber umgekehrt lässt sich nichts machen. Die Mätzchen aber veralten rasch, die heutigen so gut wie die gestrigen.

Und noch ein Wink hinsichtlich des Ausschnittes: Wenn Sie einen Abzug für eine Ausstellung vorbereiten, dann müssen Sie natürlich das Bild genau so beschneiden, wie Sie es haben wollen, und diese Aufgabe besonders wichtig nehmen. Bei der Reproduktion liegt der Fall anders: Der Redaktor, der eine Buch- oder eine Zeitschriftenseite aufteilt, benötigt Vorlagen, die ihm für den Beschnitt einen gewissen Spielraum lassen. Dazu kommt die rein technische Überlegung, dass beim Klischieren durch das Auswinkeln und ausserdem bei abfallenden Bildern durch den Beschnitt des Randes stets einige Millimeter wegfallen, so dass ein Photograph, der schon alles auf den Millimeter genau beschnitten hat, seine Enttäuschungen erlebt, indem dann ein für die Bild-

Photos Ingeborg Lampe (oben) und Susanne Stockinger

wirkung vielleicht entscheidender Rand noch zusätzlich wegfällt. Es scheint mir das kleinere Risiko zu sein, in den Bildredaktor einiges Vertrauen zu haben und ihm die nötige Bewegungsfreiheit einzuräumen; am besten, man stellt ihm einen tadellosen Abzug (Vergrösserung) des ganzen *Negativs zur Verfügung und deutet auf der Rückseite mit Bleistift an, welchen Ausschnitt man selbst vorschlägt.*

Sie werden an anderer Stelle dieses Heftes Photos eines 85jährigen Kollegen finden, die zum Teil schon in einer Zeit entstanden sind, als auch ich noch in den Windeln lag. Ich wünsche Ihnen, dass die noch ungeborenen Photographen, die den neuen Stil der nächsten Jahrhundertwende repräsentieren werden, Ihre Leistung dereinst mit der gleichen Hochachtung würdigen können wie wir heute die Pioniertätigkeit des Herrn Kester.

Ich danke Ihnen allen, die sich an diesem Wettbewerb beteiligt haben, für Ihre Mitwirkung, und ich beglückwünsche den Lehrkörper dieser hervorragenden Photoschule zu seiner erfolgreichen Tätigkeit mit einem so begabten Nachwuchs.

Ihr Martin Hürlimann

Photo Inge Gauss





Eugen Jochum, der Leiter des Rundfunkorchesters, und R. Koeckert

Photo Christa Schapitz

Margaretha Scharitzer bei einem Konzert des Convivium Musicum.

Photo Elisabeth Becker





Linke Seite:

Der «Apoll von Tenea», einer der Schätze der Glyptothek, ist bis zu deren Wiedereinrichtung im Prinz-Karl-Palais aufgestellt.

Photo Joachim Sowieja

Photos Birgitta Diehl (oben) und Alderich Weissweiler

Gerhard Nebel: DIE NOT DER GERMANISCHEN GÖTTER. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg.

Über die Köpfe der Germanen-Romantiker hinweg greift Gerhard Nebel nach rückwärts und möchte unbefleckte Schätze aus dem Dunkel unserer Vergangenheit bergen. Ihn beschäftigt «Die Not der Götter», wie sie sich dem völker- und religionskundlichen Wissen von heute darstellt. Danach zerfällt, auf die schlichteste Formel gebracht, die germanische Welt in zwei Lager, nämlich das der zerstörenden und das der erhaltenden Kräfte. Riesen stehen den Asen gegenüber. Der Endsieg der Riesen, also der Zerstörung, ist von vornherein gesichert. Das Leben der Götter als das Muster des Lebens der Menschen, kann nur mit immer wieder erneuerter Fristerstreckung vorläufig gerettet werden. Die Fristerstreckung wird durch das Opfer erkauft. Das Opfer ist das Menschenleben, das unablässig durch Kriege, Racheakte, Totschläge einkassiert wird, um im «Jenseits» Kraftkapital der bedrohten Götter zu werden. Denn dort wird Mannschaft gebraucht für die Endauseinandersetzung. Wer aber ehrlos oder im Bett stirbt, fällt den Zerstörern anheim. Mit seinen Fingernägeln wird jene Fähre gebaut, auf welcher die Riesen zum Ort der Welterhaltung übersetzen. Also: je weniger Fingernägel, desto weiter weg rückt die Vollendung der schauerlichen Nagelfähre, und somit der gefürchtete Hauptangriff auf den Sitz der Götter. Die Götter aber stehen für das Dasein der Menschen. Eins bedingt das andere. Und der Mythos sorgt für reichliche Umrankungen dieser knappen Ursituation. Die Umrankung schafft ein Heer von Vorbildfiguren. In sie hinein steigern die grossen Momente den kleinen Menschen und er erlebt sich selbst als Odin, Thor, Balder und paust mit seinen Taten die ihren ab. Auf die Art wurde dem Germanen welthaft zumute. Er fühlte sich weltgeborgen. Aus solchen Momenten resultierten die grossen Leistungen seiner Dichtung: Sie war angewandter Mythos. Ihre Kraft bestand in ihrer Momentbedingtheit und mündlichen Überlieferung. Als aufgeschriebene verlor sie ihre Wirksamkeit. Die Entwicklung Islands bricht mitten im Geschehen ab, als das Christentum die Kunst des Schreibens gebracht hatte und die Mythen und Sagas zu Papier und Büchern wurden. Dies alles entspricht landläufiger Erkundung. Ein so begabter und merkwürdiger Forscher wie Ernst Fuhrmann gelangt zwar in seinen ausführlichen Schriften über die Germanen zu anderen Schlüssen. Er meint, dass schon von diesem Aufschreiben an die falschen Interpretationen ins Übergewicht geraten seien. Er bietet völlig andersartige Deutungen für die Dichtungen der Edda. Es ist bedauerlich, dass ein so gescheiter Kopf wie Gerhard Nebel nicht auf die Idee kam, den grossartigen, völlig in Vergessenheit geratenen Fuhrmannschen Deutungsversuch mit durchzunehmen und die Spreu von den Körnern zu scheiden. Und dass dabei Körner übrigbleiben würden, ist so gut wie sicher. Nebel tut statt dessen etwas anderes, das uns verstimmen muss. Das gewaltige und ausgesprochen nebulöse Material unserer Frühgeschichte ist ihm nicht zu schade, um einige literarische Seitenhiebe zu verteilen, die ihm – der Zusammenhang ist kaum einzusehen – anscheinend zwingend am Herzen lagen. Man kennt seinen sarkastisch gefärbten Zorn, der sich gern kaskadisch entlädt. Trotzdem wird man stutzig, wenn man schon im Vorwort, mit welchem er sich vom «Teutonismus» distanziert, zu hören bekommt: «Der wüste Hasser und Fäkalist Leon Bloy, der seit Jahrzehnten die ihn bewundernden Literaten an Christus vorbeiführt...» um dann wenige Seiten später sehr sorgfältig darüber nachdenken zu müssen, wie folgendes zu verstehen sei: «Hitler war ... einer der verwegensten Fortschrittler der europäischen Geschichte ...» – denn, dass «Fortschrittler» in diesem Zusammenhang eine negative Bedeutung haben soll, wird uns auch durch den weiteren Gebrauch dieses

Wortes im Kapitel «Schmerz und Tod» nicht klar. Dort heisst es: «Blickt man auf die Schmerzen zurück, die in früheren Jahrhunderten ertragen werden mussten ... möchte man fast zum Fortschrittler werden. Der moderne Mensch, wir alle mit und in ihm, ist ein weichnerviger Zitterer geworden, ein permanenter Pillenschlucker. Er lässt sich die Wirklichkeit des Schmerzes von der Droge abnehmen.»

Von hier an fürchtet man freilich, dass Gerhard Nebel der Suggestivkraft seines machthaften und tragischen Stoffes erlag und unabsichtlich dazu gelangte, unsere Welt in einem herabsetzenden Sinne mit der germanischen zu konfrontieren. Kann man unwidersprochen lassen, wenn er proklamiert: «Der Germane bezahlte täglich und stündlich den Preis des Daseins, wir bleiben ihn schuldig, und bald ist die Rechnung so hoch aufgelaufen, dass nur noch Wasserstoffbomben sie begleichen können». Haben wir etwa nicht kürzlich erst sehr gefährlich gelebt und uns dabei in schauderhafte moralische Unkosten gestürzt? Meint Nebel, wir müssten wieder zu Blutrache, Totschlag und so weiter übergehen, um uns die Wasserstoffbombe zu ersparen? Anscheinend wird hier doch, wir scheuen uns, es zu vermuten, einer mindestens mentalen Renaissance des Germanentums das Wort geredet, denn unter dem Kapitel «Dichtung» zieht Nebel ganz gross vom Leder. «Wir leben und weben zu unserm Unheil im Ästhetischen, Nietzsche und Rilke, Valéry und Malraux, Kraus und Benn betreiben vom Ästhetischen her den Untergang der Dichtung». Und noch ein Hieb wird gegen Benn geführt: «... wer aber Dichtung als Ausdruck nimmt, folgt nicht ihrem deutlich vernehmbaren Befehl und schielt in eine Richtung, aus der weder das Ereignis des Schönen noch die Welt oder Gott geschehen kann». Der Satz bleibt überdies unverständlich wegen des «und schielt». Gegen den militärscheuen Rilke aber scheint der Vorbehalt anderer Art: «Wie Aischylos bei Marathon mitstritt und Sophokles Flotten des delischen Seebundes befehligte, so hält sich auch der germanische Dichter im ‚eigentlichen' Leben auf, als Täter und nicht als einer, der, unfähig der Wirklichkeit, sich nur in sie einfühlt». In solcher Sicht bleibt freilich von der Weltliteratur nicht viel übrig. Nicht mal die grossen chinesischen Weisen und Dichter, die alle vom gefährlichen «Tun» nicht viel hielten. Oder etwa die dichtenden japanischen Eremiten. Oder so pazifistische Charaktere wie Hölderlin, Leopardi, Trakl mit ihrer reinen Dichtung. Doch auch Goethe bekommt seinen Abstrich. Nebel sagt von ihm: «Wir alle verweilen, von dieser mächtigen Gestalt bezwungen, in einer Art Weltanschauung der Goethe-Verschmelzung. Goethes Werke verschwinden hinter seiner Person, sind Marginalien seines Lebens, das Beste an Faust, Tasso, Werther, Wilhelm Meister, ist, dass sie Goethe meinen. – Also, wohin denn mit uns schlaflosen schwachherzigen Ästheten? Wo sollen wir künftig tanken, die wir bisher von einem Vers Benns entzückt und beglückt waren, oder von Valéry, oder die wir bisher an Goethe Mass genommen hatten? Sollen wir Eddastrophen memorieren? Nein. Gerhard Nebel weist uns einen, in welchem das Germanische sich für uns Heutige verkörperte: Stefan George: «Ich kenne die Grenzen, die der Lyrik Georges gesetzt sind, das Willensmässige und Erkämpfte seiner Verse ... muss aber gestehen, dass er mehr als jeder seiner Zeitgenossen vom mythischen Gott und von der mythischen Welt ahnte. Der Orden, den er gründete, war ein legitimer Versuch, die Literatur zur Dichtung hin zu überwinden.» Also gut, treten wir mit Georges «Mythischer Welt» im Tornister gegen die Bombendrohung des Ostens an. Denn «der Dichter ist kein Literat, sondern Krieger», sagt der Recke Nebel über die Skalden, und möchte uns damit wohl nahelegen, den Nachweis unseres immateriellen Vermögens durch materielle Tätlichkeiten zu leisten. Zeige mir deine Muskeln und ich will dir sagen, was deine Verse taugen. Nichts gegen George. In etwas stimmt es, was Nebel feststellt: «Georges Dichtung hat Taten gewirkt, eine, die des Obersten Stauffenberg, wird durch die Jahrhunderte scheinen». Nur das Wort «Jahrhunderte» dünkt uns im gegenwärtigen Weltmoment mit seinen

lastenden Erwartungen zu gross. Wie denn überhaupt alles in dieser «Not der Götter» etwas aus den Fugen geraten zu sein scheint. Die Wucht von «Ragnarök» hat den Autor überschattet. Sein Beitrag zur Germanischen Geschichte ist höchst fesselnd, höchst anregend, doch nicht bahnbrechend für eine wirkliche Neudeutung des schwierig überforderten Themas.

Werner Helwig

ZUM SPRACHSCHATZ DER DEUTSCHEN

Friedrich Kluge: ETYMOLOGISCHES WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN SPRACHE. 17. Auflage, unter Mithilfe von Alfred Schirmer bearbeitet von Walther Mitzka. de Gruyter, Berlin 1957.

Siebs: DEUTSCHE HOCHSPRACHE, herausgegeben von Helmut de Boor und Paul Diels; 16., völlig neu bearbeitete Auflage. de Gruyter, Berlin 1957.

Es ist eine Eigenschaft des Menschen, sich über seine scheinbar selbstverständlichen Besitztümer keine Gedanken zu machen. Eines dieser Güter ist nun unsere Sprache. Sie steht immer zu unserer Verfügung, sie ist uns so selbstverständlich, dass wir es meist gar nicht der Mühe wert halten, sie wirklich verstehen zu lernen. Dabei haben die Griechen schon gewusst, und Herder hat uns wieder deutlich gesagt, dass ohne Sprache der Mensch nicht Mensch wäre, dass Denken und Kultur ohne die Gabe der Sprache undenkbar sind, dass es also eine höchst wichtige Aufgabe ist, sich um die Sprache zu bemühen, die Probleme, die sie umgeben, zu überdenken, bewusster und verantwortungsvoller das Selbstverständliche zu gebrauchen und damit die Sprache zu pflegen.

Die beiden Bücher, die hier anzuzeigen sind, können bei der Erfüllung dieser Aufgaben wertvolle Dienste leisten. Beide Bände sind in Fachkreisen schon lange gut eingeführt, aber beide verdienen es, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Kluges Etymologisches Wörterbuch liegt jetzt in 17. Auflage vor und ist vom verdienstvollen Herausgeber des Deutschen Sprach- und Wortatlasses, Walther Mitzka, neu bearbeitet worden. Etymologie gilt vielen als suspekte Wissenschaft. Das mag sie auch bisweilen sein; wenn sie aber wie hier mit aller wissenschaftlichen Sorgfalt gehandhabt ist, dann kann sie wertvolle Ein- und Ausblicke geben: Einblicke in Herkunft und Bedeutungsgeschichte der deutschen Wörter und Ausblicke in die Gemeinschaft der indoeuropäischen Sprachen, deren Sprecher sich ja bis heute auf Grund der gemeinsamen sprachlichen Herkunft auch eine gewisse Gemeinsamkeit der Denkstruktur bewahrt haben. Man erhält also Auskunft über Herkunft und Geschichte unserer Wörter, und dabei tun sich oft höchst verblüffende Aspekte auf: zu den uns verwandten Sprachen und zur Bedeutungsentwicklung und Verbreitung der Wörter unserer Sprache. Man erfährt dabei nicht nur, wo Wörter wie Ehre, Sünde, Tugend und andere herkommen, sondern auch, wie zum Beispiel Bockshorn, Barras, Hasenpanier entstanden sind. So ist dieses Standardwerk nicht nur höchst wissenschaftlich, es ist oft auch recht unterhaltsam. Die Neubearbeitung hat ausserdem vieles gegenüber den früheren Auflagen verbessert. Abgesehen davon, dass der Verlag von der Fraktur zur Antiqua übergegangen ist und damit dem Ausländer das Lesen erleichtert hat, ist die neueste Literatur nachgetragen und sind die Ergebnisse des Deutschen Sprach- und Wortatlasses verwertet worden.

Wir vergessen in unserer schreibfreudigen Zeit immer wieder, dass Sprache nicht nur «Schreibe», sondern auch wirklich «Sprache» ist. Daran erinnert uns die Neuauflage des Siebs; und sie erinnert uns auch an das Faktum, dass man erst vor knapp 60 Jahren im Anschluss an die Vereinheitlichung der Rechtschreibung daran gegangen ist, eine vorbildliche Einheitsaussprache des Deutschen vorzuschlagen und für verschiedene Bereiche als verbindlich zu erklären. Diese Vorschläge für eine Vereinheitlichung der Aussprache des Deutschen hat Theodor Siebs 1898 unter dem Titel «Deutsche Bühnenaussprache» veröffentlicht, und dieses Buch ist jetzt, von Helmut de Boor, Paul Diels und einem grossen Mitarbeiterkreis völlig neu bearbeitet, unter dem Titel «Deutsche Hochsprache» wieder aufgelegt worden. Der neue (bereits 1922 eingeführte) Titel zeigt die grosse Bedeutung, die dem Werk heute zukommt. Sein Inhalt – allgemeine Ausspracheregeln und zwei alphabetische Wörterverzeichnisse (Wörter und Namen) – ist nicht mehr nur verbindlich für die Bühne, er ist auch verbindlich für Film und Rundfunk, und er sollte – in gewissen Grenzen und für bestimmte Bereiche – auch verbindlich sein für Universität und Schule, für Rezitatoren und Vortragende, und schliesslich auch für jeden Sprecher unserer Sprache bei bestimmten Gelegenheiten. Wie wir uns und unserer Sprache gegenüber verpflichtet sind, ein ordentliches Deutsch zu schreiben, so sind wir eigentlich auch verpflichtet, ein gutes und sauberes Deutsch sprechen zu können. Dazu verhilft der Siebs, und wenn man ihn zu Rate zieht, dann kann es nicht vorkommen, dass man, wie jüngst ein Sprecher einer süddeutschen Rundfunkanstalt, von Jean «Pol» (Jean Paul) oder von «Genofewa» spricht. Man darf also auch diesem Buch eine recht weite Verbreitung wünschen. *H. R.*

LITERATUR

Gero von Wilpert: DEUTSCHE LITERATUR IN BILDERN. Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart 1957.

Gustav Könneckes «Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur» ist längst vergriffen und auch inhaltlich und drucktechnisch heute nicht mehr befriedigend. Es war Zeit, dass das alte Werk abgelöst und ein neues geschaffen wurde, das den erhöhten Ansprüchen gerecht wird. Wilperts Buch erfüllt diese Forderung in hohem Masse. Die vielen Bilder sind sachkundig ausgewählt, und sie sind auch mit ökonomischem Verstand auf die einzelnen Epochen und Literaturgattungen verteilt. Für die frühe Zeit stehen natürlich die Handschriften im Vordergrund, für die neuere Zeit Porträts, Erstausgaben, Titelvignetten, Buchillustrationen und anderes. Zu jedem Bild ist Wesentliches und Förderliches gesagt, und auch mit der technischen Gestaltung des Bandes darf man zufrieden sein. Besonders erfreulich ist aber, dass Wilpert nicht versucht hat, eine Literaturgeschichte in Bildern zu geben. Eine solche Absicht hätte einem Bildband dieser Art nur geschadet, und eine Literaturgeschichte wäre doch nicht entstanden und hätte nicht entstehen können, weil Dichtung Wortkunstwerk ist und weil sie das Bild ohne Minderung ihrer Substanz entbehren kann. Ein Bilderatlas zur deutschen Literatur kann demnach nur die Aufgabe haben, als Hilfsmittel den Raum – im weitesten Sinne – bildlich darzustellen, aus dem Dichtung und Dichter herauswachsen und den sie brauchen, um ihr Werk überlieferungsfähig zu machen. Ein solcher Bilderatlas kann ausserdem die Aufgabe haben, «ein Weg zum persönlichen Kontakt und nicht zuletzt eine Stütze für das visuelle Gedächtnis» zu sein (V). Diese Aufgaben erfüllt der Band eben durch die Bescheidung auf das Mögliche. Noch ein paar kritische Anmerkungen: Die Kolumnentitel zur frühen Zeit sind nicht immer glücklich gewählt, schon deshalb nicht, weil sich das Werk an weitere Kreise richtet. Es tauchen da so missverständliche Bezeichnungen auf wie «Heldenepik geistlicher Dichter», «Spielmannsepen». Ausserdem sind manche durchaus umstrittene

Probleme in den Bilduntersehriften als siehere wissenschaftliche Erkenntnisse dargestellt, so zum Beispiel bei der Kaiserchronik. Hier wäre vielleicht etwas mehr Vorsicht am Platze. Die Porträts der Dichter aus neuerer Zeit sucht Wilpert mit Hilfe zeitgenössischer Zitate zu deuten; diese sollen «den Eindruck des Bildes vertiefen, indem sie das Äussere oder das Wesen des Abgebildeten beschreiben» (V). Dies ist ein verdienstvoller Versuch. Ob er gelungen ist, scheint mir nicht ganz sicher, besonders nicht bei den Dichtern des 20. Jahrhunderts. Ob hier zum Beispiel Äusserungen Paul Fechters so aufschliessend und für die Deutung des Porträts so verbindlich sind, ist doch recht fraglich. Unbefriedigend bleiben meist auch die Versuche, das Werk eines Dichters mit einem einzigen Satz zu umreissen. Dies ist unmöglich und führt zu «schrecklichen Vereinfachungen» (das gilt für Hausmann, Kasack, Ina Seidel, Elisabeth Langgässer u.a.). Mit einigen sachlichen Angaben – ähnlich denen, die Wilpert für die frühen Werke gibt – wäre dem Beschauer wohl mehr gedient gewesen. Aber das sind, wie gesagt, Anmerkungen und Vorschläge. *H. R.*

Rudolf Borchardt: GEDICHTE. Band III der Gesammelten Werke. Ernst Klett Verlag. Stuttgart.

Die schmerzlich-betörende Rosenranken-Poesie des englischen Dichters Algeron Charles Swinburne ans Spalier der deutschen Sprache hinübergebogen zu haben, gehört zu den bleibendsten Verdiensten Rudolf Borchardts. Auf das Wiedererscheinen dieser Verse freuen wir uns am meisten. In sehr vielem betrachtet gemahnen uns die soeben als dritter Band der Borchardt-Gesamtausgabe vorgelegten Dichtungen des Zeit- und Streitgenossen Stefan Georges an den ausserordentlichen Einfluss, den Swinburne und mit ihm der englische Prä-Rafaelismus auf die deutsche Kunst der neunziger Jahre übte. Eigentlich alles, was uns aus dieser Vielzahl von Gedichten wirklich anspricht, ist in diesem Sinne verräterisch. Wir fangen an, das scharfe Urteil Karl Vosslers, das uns erst erschreckte und ungerecht dünkte, besser zu verstehen. Er schrieb über Borchardt an Benedetto Croce: «Er ist ein sehr merkwürdiger Kopf, halb genial, halb dilettantisch, echter Dichter, solange er parasitische Dichtung schreibt, ein falscher Dichter, sobald er sie aus dem eigenen Herzen schöpft, der wahre Alexandriner ...»

Dieser Absage wäre die Stellungnahme Hofmannsthals entgegenzuhalten. Sie kommt in den Briefen an seine Freunde am klarsten zum Ausdruck. Und der Verehrer beider wird es begrüssen, die darin genannten und als Gelungenheiten der Borchardtschen Muse gepriesenen Verse nun selber nachlesen zu können. Wir meinen das «Taglied» und die «Lieder aus drei Tagen» über die Hofmannsthal sich mehrfach entzückt zeigt. Bodenhausen, dem er sie lebhaft empfiehlt, bekennt allerdings, dass er vergeblich um ihren Sinn gerungen habe. Auch über jene hundertseitenlange Versschöpfung «Der Durant», die kaum einer von uns Heutigen auf einen Ritt zu bewältigen vermöchte, ohne dabei innerlich abzuirren oder einer Art von verödender Melancholie zu verfallen, urteilt Hofmannsthal: «Es ist ein wundervolles, völlig unvergleichliches Gedicht, es ist aus solcher vibrierender Glut geboren, und dabei fest wie Stahl – und geschrieben 1904.» In einem Brief an Burckhardt gesteht er wiederum, dass er Borchardt «fastuos» fände. So wird jeder dem Bande nach eigenem Vermögen und Ermessen gerecht werden müssen. Wir treffen alles in ihm an, was uns in der Rowohlt-Ausgabe von 1923 vertraut wurde, vermehrt um einiges Unbekannte aus der Jugend Borchardts, das witzigerweise stark auf den später so tiefschürfend befehdeten George hinweist. Sogar die Kleinschrift des Meisters begrüsst uns vertraut:

> Wie? du schlossest schon die herbe lippe,
> dass den bangen seufzer niemand höre ...

Wer viel und lange in dem Band liest, wird zu folgender Meinung kommen: Die Poesie dieses denkenden Dichters

und dichtenden Denkers ist ebenso schön wie schwierig. Wortgymnastik ist auch mit dabei. Ein Stück echte, dem Genius angenötigte Minnesängerglut muss jeweils für das Durchflammen von viel zu viel Versarchitektur herhalten. So wird das meiste nur mittelwarm. Und wenn dann so ein Gedicht sich immer noch über Seiten und Seiten erstreckt, ermüdet die Aufnahmefähigkeit. Auch stört gelegentlich das gewaltsame Antikisieren. Manche Strophen haben etwas von Kunstleder, aber mit echter Goldpressung.

Und jene poetische Erzählung («Das Buch Joram»), welcher Borchardt selbst den zentralsten Platz in seinem Werk eingeräumt wissen wollte, berührt uns nur als anspruchsvoller Versuch, das Bibeldeutsch Luthers artistisch zu übertreffen. Doch dass wir sie wieder zugegen haben, bleibt uns wichtig. Wie denn überhaupt lobend erwähnt werden will, dass hier eine fast totale Vollständigkeit erreicht wurde. Einiges verdient in seinen eigenen «Ewigen Vorrat deutscher Poesie» aufgenommen zu werden. Es tönt schon in den Titeln verheissungsvoll: «Ballade von Wind, Schlaf und Gesang», «Auf die Rückseite eines Handspiegels» – «Mit Erdbeeren und einer Schale», – «Melodische Elegie», wundervoll dünkt uns das «Helena-Lied» aus der unvollendet gebliebenen dramatischen Dichtung «Petra».

Was wir auszusetzen haben – ganz am Rande sei es erwähnt – ist, dass die Entstehungszeiten und -orte fehlen. Für eine solche gewichtige Gesamtausgabe, der ja zugleich auch ein philologischer Wert zukommt, dünkt uns das eine erstaunliche Versäumnis. Das Nachwort Rudolf Alexander Schröders belebt die Erörterung um Sinn, Wert und Dauer dieses Werkes.

Wer es vermag, sollte Borchardt laut lesen. Das rhetorische Element in ihm belebt sich sogleich und was trocken schien, quillt in herrlichen Klangfarben auf. *Werner Helwig*

Albrecht Goes: RUF UND ECHO. Aufzeichnungen 1951–1955. S.-Fischer-Verlag.

Der Verfasser wird sein 50. Jahr feiern, im März nächsthin, an Goethes Todestag. Seine schwäbischen Vorfahren waren allesamt evangelische Geistliche, und er selbst – einst Zögling des berühmten Tübinger Stifts – versah zweiundzwanzig Jahre lang eine Pfarre und war Seelsorger an der Front, bis übermächtige Schreibelust – Drang zur Mitteilung und Botschaft durch das gedruckte, allen zugängliche Wort – ihn 1952 von der Kanzel weg ganz an den Schreibtisch holte. Seine neuerlichen «Aufzeichnungen» (1949 schon erschienen welche, unter dem Titel «Von Mensch zu Mensch», die Jahre 1938–1948 umfassend) bezeugen die Legitimität seines Entschlusses. Man lese darin das Dutzend Seiten, die er über das vielfach angefochtene Dasein eines Dorfpfarrers in der Mitte des 20. Jahrhunderts niedergeschrieben hat. «Der Dorfpfarrer heute. Das ist – aller vagen Romantik zum Trotz – ein recht deutliches Exemplar Mensch in unserer Zeit, also ein Mensch

ohne Zeit, in der Tretmühle des Tages ein Mitgetretener, ein Mann der mühseligen, niemandem recht erfreulichen Unrast.» Nun, Albrecht Goes, ein nobler Kultur dankbar Verpflichteter, er hat die Last von sich getan, um Gruss und Herzlichkeit unmittelbar in eine weitere Umwelt zu tragen, um nochmals und wieder seinen geliebten Mörike feiern zu können, beispielsweise (in einem sehr schönen Essay, betitelt «Unschuld des Schönen») um Mozarts, des Einsamen, ehrerbietig zu gedenken, um Zwiesprache zu halten mit Hans Carossa, dem Siebzigjährigen, und Hermann Hesse, dem Fünfundsiebzigjährigen, und Thomas Mann, dem Achtzigjährigen, um sie alle anzusprechen, zart und wohldurchdacht, als Weggefährten und vielgeliebte Brüder im Geiste, und Martin Buber auch, auf den er am 27. September 1953 in der Frankfurter Paulskirche eine bewegende Rede hielt, unter einem programmatischen Motto, das Buber selbst 1914 schon zu Handen seiner jungen Freunde geprägt hatte, unter der zündenden Weisung nämlich: «Du sollst dich nicht vorenthalten!» – worin wohl das Entscheidende mitenthalten ist, was Albrecht Goes als Leitmotiv auch über sein eigenes Erdendasein gesetzt haben mag.

In jener Rede, fast am Schluss, stehen – bezeichnend nicht allein für den Angesprochenen, bezeichnend auch für den Redner, die Worte: «Solcher Dienst aber ordnete Ihr Leben einem einzigen zu – für immer: der Liebe zum Menschen. Und verschloss es einem einzigen für immer: dem Geist der Verneinung.»

Ein Aufsatz steht auch da, überschriftet «Skorbut des Herzens». Den Gemütsschwund zu bekämpfen, alles, was da «eilig, verkümmert, ungütig und phantasielos» einhergeht, aufzurufen zu Einsicht, zu Güte und spiritueller Heiterkeit, die schwarze Magie unserer Tage zu bannen, das ist in vorderster Linie das Anliegen dieses Nachdenklichen. Unablässig wirbt er um den Stand der Gnade, für sich und für uns.

Sodann evoziert er seine Knabentage als die eines jugendlichen Abenteurers im Geiste, gibt Studierenden Anweisung, wie sie sich Goethe, wie sie sich Schiller nahen sollen, erzählt Ergreifendes vom Kriege – «Wir lagen damals in Kiew...» und von Wanderungen durch Ravenna, und von Vézelay, der Stätte Romain Rollands. Seine Sprache ist kernig, geprägt von Huld und manch innerer Prüfung. – Etwa anderthalb Dutzend Veröffentlichungen sind heute von diesem Schriftsteller greifbar, Gedichte, Erzählungen, Meditationen, Laienspiele, eine kleine Mörike-Biographie – Herzensspeise für Besinnliche, allesamt. *H. R.-B.*

ZWEI FRAUENBÜCHER

Jean Schlumberger: MADELEINE UND ANDRÉ GIDE. Claassen Verlag 1957.

Luise Rinser: ABENTEUER DER TUGEND. S. Fischer Verlag 1957.

Zwei Frauenbücher, die scheinbar nichts gemein haben, als dass sie eben Bücher sind, die von Frauen handeln. Aber ich las sie hintereinander, zum Teil nebeneinander, und war von beiden gleichermassen beeindruckt, und so ergaben sich von allein und ungebeten Parallelen, an die ich sonst vielleicht nie gedacht hätte.

Schlumbergers Buch, das letztes Jahr in Frankreich eine leidenschaftliche Diskussion für und gegen André Gide entfesselte, ist eine Antwort auf das Buch seines Freundes Gide «Nunc manet in te», in dem der Dichter das Andenken seiner geliebten Frau heraufbeschwört, aber aus einer schuldbewussten Selbstzerfleischung heraus, die nicht immer ganz frei von Selbstgefälligkeit ist, nicht nur sich selbst, sondern auch das Bild seiner Frau und seiner Ehe in einem Zerrspiegel zeigt, der den wirklichen Freunden Madeleines und Gides so unerträglich war (wie auch den meisten seiner Leser), dass sie daran gegangen sind, an Hand von Briefen und anderen Dokumenten dieses Bild aus dem Zerrspiegel zu entzerren.

Aus diesem noblen Bemühen heraus ist nicht nur eine ganz neue Madeleine Gide, der ja dieses Buch gilt, entstanden, sondern auch Gide selbst erscheint in einem Licht, das manches, das sein eignes grauenvolles Buch allzu dunkel lässt oder verwirrt, wieder erhellt und den wirklichen Gide in aller Menschlichkeit, aber auch in aller Noblesse erscheinen lässt.

Aber, was uns am meisten fasziniert, ist dieses Frauenleben an sich. Diese Frau, die, seit ihrer Kindheit innigst mit ihrem Vetter André befreundet, etwas älter als er, nach jahrelangem Drängen den damals schon in Paris Aufsehen erregenden jungen Dichter heiratet. Eine Puritanerin, pflichtgetreu, Mutterstelle an ihren jüngeren Schwestern vertretend, protestantisch fromm, zurückhaltend, ihre ganze Seele in ihre Briefe legend, deren Gide fast jeden einzelnen seit ihrer Kindheit, sorgfältig geordnet, aufbehalten hat, und die nun zum wichtigsten Baustein in Schlumbergers Werk geworden sind.

In Gides frühen Werken erscheint Madeleines Abbild immer wieder unter den verschiedensten Namen, zugleich ist sie lebenslänglich eine kritische und intelligente Leserin seiner Bücher geblieben. Das ist um so erstaunlicher, da sie ihre nordfranzösische rauhe Heimat, ausser auf gemeinsamen Reisen mit Gide, fast nie verliess und an dem Pariser intellektuellen Leben nur beschränkt und später gar nicht mehr teilnahm. Sie bleibt in diesem Kreis eine zwar geliebte und bewunderte, aber leicht altmodische Gestalt, eine gute fromme Hausfrau unter lauter Freigeistern.

In 22 Jahren dieser merkwürdigen Ehe, in der Gide immer wieder in die Welt zog ohne sie, seine Freiheit geniessend, beobachtend, schreibend, in das intellektuelle Leben seiner Zeit tauchend, verlor er nie die tiefinnigste Beziehung und Verbindung zu Madeleine, und nie fiel ein scharfes Wort in dieser, wie Schlumberger eindrücklich beweist, aussergewöhnlich harmonischen Ehegemeinschaft.

Erst als 1918 Gide mit einem Jünger und Freund für längere Zeit nach England übersiedelte, entdeckte diese merkwürdige Frau die Tragödie ihres Lebens, und das Kostbarste, was sie besass, Gides Briefe, vernichtend, zog sie sich von nun an ganz zurück. Doch fand das Ehepaar wieder zueinander.

Welch merkwürdige Erscheinung muss Madeleine gewesen sein unter den Frauengestalten des intellektuellen Frankreich jener Zeit. Eine Frau, die weder flieht noch die Trennung sucht, die zu ihrem Schicksal steht und dabei ihr Glück findet. Nach Gides nachgelassenem Buch musste man annehmen, die zarte Madeleine sei an dieser Ehe zerbrochen. Er scheint hier sich und uns betrogen zu haben, und es ist das grosse Verdienst Jean Schlumbergers, eine beispielhafte und grossartige Frauenfigur dargestellt zu haben, die ohne dieses Buch völlig verzeichnet in die Literaturgeschichte eingegangen wäre.

Luise Rinsers neues Buch «*Abenteuer der Tugend*» schildert ebenfalls eine Frauenfigur unserer Zeit, wenn auch in Romanform, jedoch der autobiographischen Züge gelegentlich nicht entbehrend. Als Fortsetzung des Romans « Mitte des Lebens», wird in diesem Buch eine Frauengestalt dargestellt, die nur der persönlich erkannten Wahrheit nachlebt, ohne Rücksicht auf Herkommen, Religion oder ähnliche schützende, aber auch zur Unwahrheit verleitende Konventionen.

Dieses Leben wird vor uns in Form von Briefen aufgerollt, Briefen, die die Heldin Nina an verschiedene Leute schreibt. Die Verbindung zu jenem andern Frauenleben, dem wirklichen von Madeleine Gide, ergibt sich nun da, als jene Nina, die aus einer gescheiterten Ehe kommt und eine andere Ehe durch ihr Dasein zum Scheitern bringt, sich für die absolute Bindung und Treue an ihr schweres Dasein entscheidet. Was jene andre durch ihren Charakter und ihre Frömmigkeit leistete und erfüllte, erwirbt sich dieses scheinbar wurzellose Kind unserer Tage erst durch das Unglück, und dadurch, dass es seine Wurzeln, in diesem Fall in der katholischen Kirche verankert, wiederfindet.

Ein Freund, der aus ähnlichen Gründen den Weg ins Kloster nimmt, ist der Hauptadressat der Briefe, die zum Schluss die völlige Ergebenheit dieses Weltkindes in ihr Schicksal und ihre Rückkehr in den Schoss der Kirche, der sie schon als Kind zugehörte, spiegelt.

Es ist ungewohnt in der deutschen Literatur, solches in Form eines fast spannenden und figurenreichen Romans zu lesen, vor allem gegen den Schluss hin, wenn die Bekehrung mit Gebetbuch und Kirchgang deutlich wird, ist man gelegentlich unangenehm berührt, wenn auch die Romanform das Peinliche weniger peinlich macht.

Gelegentlich vergisst man, dass dies ein Roman ist, so sehr spiegeln diese Briefe die wirkliche seelische Wandlung der Dichterin Luise Rinser, deren erstes Buch «Die gläsernen Ringe» wie ein frischer Quell in dem deutschen Schrifttum der späten dreissiger Jahre sprudelte. Ihre Wandlung zu dem behutsamen und ergreifenden Realismus der Nachkriegsnovellen ist uns unvergessen, aber es war vorauszusehen, dass die leidenschaftliche Teilnahme dieser Frau am wirklichen Leben nach Bindungen suchte. Es hätte die Politik sein können. Es wurde die Kirche, ihre eigne Kirche, keine Konvertitenangelegenheit. Mancher wird dies bedauern. Ihre letzten Bücher haben unter dieser noch nicht ganz vollzogenen Wandlung gelitten. In dem hier besprochenen Buch kommt die Heldin der «Gläsernen Ringe», wenn auch zur reifen Frau gewandelt, wieder heraus, obgleich die Poesie, die dichterische Vision, in dem ersten Buch so beherrschend, hier vor dem Ausdruck der Gesinnung sowie der Handlung fast ganz zurücktritt. Die alten Anhänger von Luise Rinser sollten dieses Buch lesen, selbst wenn sie von ihren letzten Büchern enttäuscht waren. Es ist etwas von der Frische und Knappheit ihrer frühen Werke darin. Möglich, dass hier der Keim zu Neuem liegt. *B. H.*

DER BRIEFWECHSEL RICHARD STRAUSS–STEFAN ZWEIG

Richard Strauss/Stefan Zweig. BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Willi Schuh. S. Fischer Verlag. 180 Seiten.

Der Inhaber des Inselverlages, Anton Kippenberg, hatte den ihm befreundeten Richard Strauss, der immer wieder auf der Suche nach neuen Operntexten war, mit Stefan Zweig zusammengebracht; tatsächlich entstand aus dieser Berührung als gemeinsames Werk «Die schweigsame Frau», ein Stoff, den der Dichter bei Ben Jonson gefunden hatte, und es sah eine Zeitlang so aus, als ob Stefan Zweig die Nachfolge des von dem Komponisten so schmerzlich vermissten Hofmannsthal angetreten habe. Die Kulturpolitik Hitlers behinderte indessen eine weitere Zusammenarbeit mit dem «Nichtarier» Zweig – den übrigens die Nazigrössen zunächst prompt mit Arnold Zweig verwechselten – aufs schwerste, und der Dichter zog sich scheu zurück; aber auch ohne die äussern Eingriffe wäre Stefan Zweig für Strauss doch wohl kaum ein zweiter Hofmannsthal geworden, wenigstens soweit man aus dem jetzt vorliegenden Briefwechsel schliessen kann.

Zweig hat schon in seinen Lebenserinnerungen seine Zusammenarbeit mit Strauss geschildert – er tat dies in jener noblen Weise, die so angenehm von den Gehässigkeiten anderer Emigrantenbücher absticht, etwa von den Memoiren Klaus Manns, der sich damit brüstet, wie er in seiner amerikanischen Uniform den alten Herrn in Garmisch hereingelegt hat.

Der neue Band ergänzt die vorhandenen Ausgaben der Briefwechsel mit Hofmannsthal und Gregor zu einem fast lückenlosen Überblick über das Opernschaffen von Strauss und dessen unaufhörliches, hartnäckiges Ringen um geeignete Textbücher. Die Einzigartigkeit der Zusammenarbeit Strauss–Hofmannsthal wird durch die Gegenüberstellung der verschiedenen Briefausgaben nur um so deutlicher; sie liess nicht nur die meisten und die bedeutendsten Werke entstehen, sie dokumentiert sich auch in dem bei

weitem umfangreichsten und interessantesten Briefwechsel. Richard Strauss war sich vollkommen bewusst, welch einzigartigen Glücksfall für ihn die Begegnung mit einem Dichter vom Range Hofmannsthals bedeutete, und dieses Bewusstsein wurde durch die Erfahrungen nach dessen Tod nur noch vertieft.

Stefan Zweig stellte dem berühmten Komponisten, der sich bereits den Siebzigern näherte, seine weltweite Bildung, seine stilistische Gewandtheit und seine warmherzige humanistische Gesinnung zur Verfügung, jederzeit bereit, mit seiner Person bescheiden in den Hintergrund zu treten. Strauss erscheint demgegenüber, wie in allen seinen Briefen, als das unbekümmerte Weltkind, der burschikose Bajuware, der nie daran denkt, wie seine privaten Äusserungen einmal gedruckt wirken könnten, und der deshalb unfreundlichen Kommentatoren immer wieder eine willkommene Zielscheibe bietet. Prüft man freilich seine Äusserungen im Hinblick auf ihr eigentliches Ziel, nämlich die innere Wahrheit und Überzeugungskraft des zu schaffenden Kunstwerkes, dann wird es einem erst bewusst, mit welcher Sicherheit er die echte dichterische Inspiration vom Spiel mit schönen Worten zu unterscheiden wusste und mit welcher Beharrlichkeit er das Herzbewegende als Quelle seiner melodischen Einfälle suchte. Die Rollen zwischen dem idealgesinnten Dichter und dem sich so realistisch gebenden Musiker scheinen geradezu ausgetauscht, wenn man schliesslich in dem vollendeten Werk – der «Schweigsamen Frau» – erlebt, wie das Mitgefühl des Komponisten mit dem geprellten alten Morosus beinahe das Gleichgewicht des robusten Lustspiels stört. In dem Briefwechsel erfahren wir über das Werk verhältnismässig wenig: der Stoff gefiel Strauss auf den ersten Blick, und er gesteht, dass er selten einen Text mit so viel Vergnügen und so wenigen Hemmungen herunterkomponiert hat. Nach seiner Beendigung drängt es ihn freilich zu einem «ernsten» Stoff, und der Plan zum «Friedenstag» taucht in einem Briefe Zweigs auf. Die Auseinandersetzungen wegen der Eingriffe der Hitlerschen Kulturpolitik klingen wie eine Mär aus fernen Zeiten, schwer verständlich dem, der damals nicht mit dabei war, und doch beklemmend aktuell durch die Anklänge an die Kulturpolitik der heute noch herrschenden Diktaturen.

Die Herausgabe des Bandes wurde von Dr. Willi Schuh mit der gewohnten Sorgfalt betreut; der Anhang ist mit seinen ergänzenden Dokumenten besonders wertvoll, und man bedauert nur, dass der Bearbeiter nicht auch selbst mit einem zusammenfassenden Essay über die Beziehungen von Strauss und Zweig aus seiner Reserve heraustritt. *H.*

SCHALLPLATTEN
BRUCKNER UND BRAHMS

Die grosse Popularität der Langspielplatten hat dazu geführt, dass heute neben den grossen internationalen Firmen mit ihrer langjährigen Erfahrung, ihren Kontrakten mit führenden Künstlern und ihren technischen Mitteln auch Unternehmungen von mehr klubartigem Charakter bereits ein Repertoire von beachtlichem Niveau aufweisen können. Dazu gehört auch der Europäische Phonoklub-Verlag in Stuttgart (Oberer Hoppenlauweg 28), der uns zwei Muster aus seinem vielseitigen Katalog zuschickte:

Anton Bruckners Sinfonie Nr. 4 in Es-dur, vom Komponisten selbst die «Romantische» genannt, wird von den Wiener Sinfonikern unter *Otto Klemperer* gespielt. Dieser grossartige Künstler, der sich vor der Hitlerzeit in Berlin vor allem für zeitgenössische Musik einsetzte, hat heute, seit seiner Rückkehr nach Europa, den bekenntnishaften Dienst an den Meisterwerken der Klassik und Romantik in den Mittelpunkt seiner Tätigkeit gestellt. Seine Interpretation von Bruckners «Waldsinfonie» geht weniger auf das Auskosten österreichischer Klangseligkeit aus, wie die Auffassung anderer Dirigenten, als auf die fast herbe Darstellung der geistigen Ener-

Anspruchsvolle wählen B.O.A.C.

mit den modernsten Flugzeugen der Welt: Britannia, DC-7C, Stratocruiser

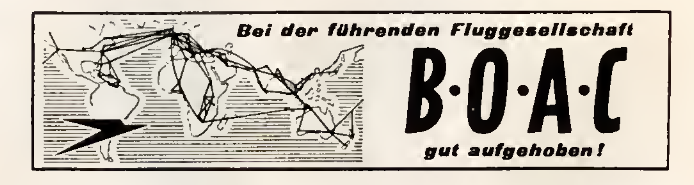
Hier auf dem Flughafen von London sehen Sie Maschinen der drei hervorragendsten Flugflotten, die alle zur B.O.A.C. gehören! Die revolutionäre BRITANNIA (rechts) gilt heute überall als das schnellste, ruhigste und geräumigste Düsenpropeller-Flugzeug der Welt. Links sehen Sie die neue, schnelle DC-7C der B.O.A.C., das erste Flugzeug, das Europa durch regelmässige NON-STOP-Flüge mit Amerika verbunden hat. Und in der Mitte befindet sich der berühmte, zweistöckige Stratocruiser, der – grosszügig umgestaltet – Ihnen Geräumigkeit und Luxus wie nie zuvor bietet.

Fliegen Sie mit B.O.A.C. – der führenden Fluggesellschaft!

BRITANNIA-Kurse ab London nach dem Nahen und Fernen Osten, nach Süd-Afrika, Australien, Hong Kong und Japan. DC-7C-Kurse ab London nach New York, Boston, San Francisco, Detroit, Chicago und Montreal.

STRATOCRUISER-Kurse London–New York direkt. Auch ab London nach Kanada, Bermuda, Bahamas, den karibischen Inseln und nach West-Afrika.

Buchen Sie B.O.A.C. ab Zürich. Auskunft in jedem Reisebüro oder direkt bei den Buchungsstellen der BRITISH EUROPEAN AIRWAYS, wo man Ihnen gerne über das weltumspannende B.O.A.C.-Flugnetz Auskunft gibt.



Und denken Sie daran — es ist nicht teurer, mit der B.O.A.C. zu fliegen!

BRITISH OVERSEAS AIRWAYS CORPORATION, S.A.A., C.A.A., QANTAS UND TEAL

gien, die dieses kontrastreiche Naturgemälde des bäurisch kraftvollen und innig frommen Organisten bewegen (Bestellnummer 1020).

Bruckners Wiener Antipode *Brahms* ist durch eine schöne Wiedergabe seines *Violinkonzertes* vertreten (Bestellnummer 1057), einer der glücklichsten, poesieerfülltesten und musikantisch klangseligsten Schöpfungen des schwerblütigen Meisters. Wohl jeder berühmte Geiger unserer Zeit hat es einmal für Platten gespielt; in diesem Wettkampf der Temperamente behauptet sich die Wiedergabe des Wiener Konzertmeisters Walter Schneiderhan, der als Solist sehr viel weniger hervorgetreten ist als sein berühmter jüngerer Bruder Wolfgang, durch sein makelloses, vornehmes Spiel, sekundiert von den Bamberger Symphonikern unter Eduard van Remortel; das Orchester kommt hier als echter Partner zu seinem Recht und muss sich nicht, wie das die Laune des Mikrophons sonst zuweilen will, mit der «Begleitung» des übermässig dominierenden Soloinstruments begnügen. *H.*

Ausländische Auslieferungsstellen für

ATLANTIS

SCHWEIZ:
Atlantis-Vertrieb, Zwingliplatz 3, *Zürich 1*

ÖSTERREICH:
Robert Mohr, Singerstrasse 12, *Wien I*

FRANKREICH:
Dr Norbert Gelber, 73, rue de l'Abbé-Groult, *Paris-15°*

ENGLAND:
Emgee Foreign Publications, 44, Chandos Place, *London W.C.2*

GRIECHENLAND:
Agence internationale de Journaux et Publications étrangers, 17, rue Amerikis, *Athen*

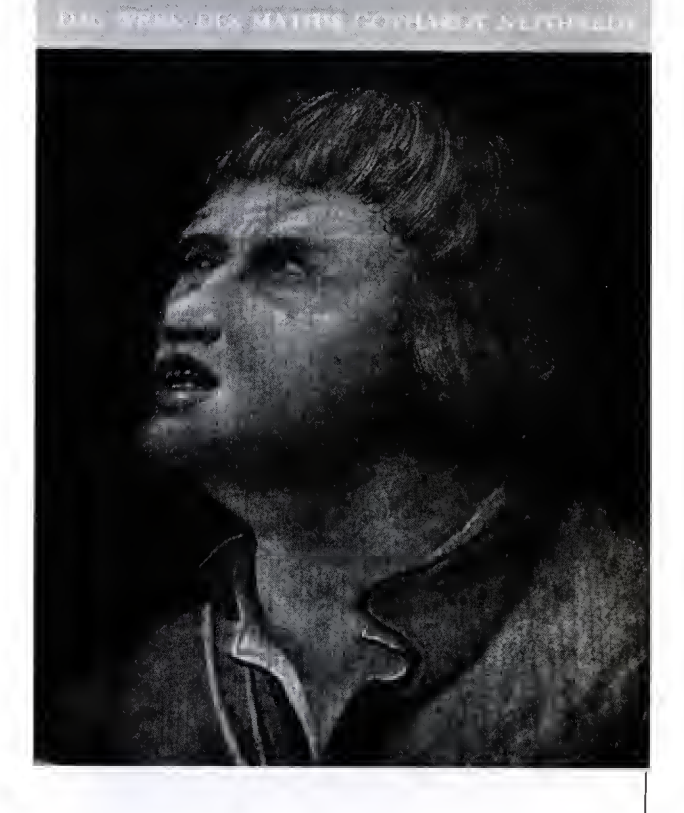
SAAR:
Bock & Seip, Bahnhofstrasse 98, *Saarbrücken*

TÜRKEI:
G. Schurtenberger, Librairie Suisse, Beyoglu, Istikiâl Caddesi, *Istanbul*

ARGENTINIEN:
Libreria Belgrano, Echeverria 2430, *Buenos Aires*

SCHÖNE GESCHENKE ZU KONFIRMATION UND OSTERN

★



GRÜNEWALD

26 Farbtafeln und 117 einfarbige Abbildungen
Fr./DM 38.—

«Das Werk des Mathis Gothardt Neithardt findet in diesem sehr gepflegten Kunstbuch textlich wie bildlich eine Wiedergabe, die auf alle naheliegenden, aber gefährlichen Spekulationen verzichtet und deshalb dem Liebhaber besonders wertvoll ist.» Der Bund, Bern

ZWÖLF DEUTSCHE DOME

157 Aufnahmen von Helga Schmidt-Glassner, Text von Julius Baum. Fr. 33.15 / DM 29.50.

«Die Photos sind völlig ohne selbstgefälligen Blickfang, ohne Trick, Blendung und Effekt; sie haben einen Grad von Objektivität, die ich als Ehrfurcht bezeichnen möchte.»
Süddeutsche Zeitung, München

GOTISCHE KATHEDRALEN IN FRANKREICH

Einleitung von Paul Clemen,
196 Aufnahmen von Martin Hürlimann.
Fr. 33.15 / DM 29.50

ETRUSKISCHE KUNST

Text von Massimo Pallottino,
3 Farbtafeln und 126 einfarbige Abbildungen.
Fr. 33.15 / DM 32.—

«Walter Dräyer und Martin Hürlimann machten die Photos, die in bezug auf Qualität und Quantität des gezeigten Kunstgutes einmalig sind.»
Die Welt, Hamburg

ITALIENISCHE WANDMALEREI

Meisterwerke des Freskos
vom Mittelalter bis zu Tiepolo.
Text von Richard Zürcher. 5 Farbtafeln und 172 einfarbige Abbildungen. Fr. 29.40/DM 28.—

ENGLISCHE KATHEDRALEN

Aufnahmen und Einleitung von Martin Hürlimann. Bilderläuterungen von Peter Meyer. 166 einfarbige Abbildungen und 3 Farbtafeln. Fr. 33.15/DM 32.—

«Die Auslese der Bilder gibt den schönsten Begriff von der Entfaltung der Ausdrucksform des Freskos.» Neue Zürcher Zeitung

ATLANTIS VERLAG

SYMBOL DER LEISTUNG



ZEICHEN DER ZUVERLÄSSIGKEIT

KRAFTFAHRZEUGBEREIFUNG
CAMPING- U. WASSERSPORT-ARTIKEL
GUMMIFUSSBODENBELAG
TECHNISCHE SCHLÄUCHE
SCHUHBEDARFSMATERIAL
LATEX- U. SCHAUMSTOFFERZEUGNISSE

METZELER

METZELER GUMMIWERKE A·G MÜNCHEN